

Die Burgen der Slawen in ihrem nordwestlichsten Siedlungsraum

In die während der Völkerwanderungszeit durch Abzug germanischer Stämme stark ausgedünnten einstigen germanischen Siedlungsgebiete zwischen Elbe und Weichsel waren im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. von Osten her Slawen eingedrungen. Verbliebene germanische Restgruppen dürften in ihnen aufgegangen sein. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts hatten sie die Ostseeküste und das Elb-Saale-Gebiet erreicht, wo das sich festigende fränkisch-merowingische Großreich ihrem weiteren geschlossenen Vordringen nach Westen Einhalt gebot. Die Konsolidie-

rung des sächsischen Stammesverbandes während des 7. und 8. Jahrhunderts verhinderte ein Übergreifen der Wanderbewegung nach Nordwestdeutschland. Dadurch blieb der slawische Siedlungsraum im wesentlichen auf den Raum zwischen Elbe und Ostsee beschränkt. Westlich der Elbe konnten sie nur in der Altmark sowie auf einem schmalen Gebietsstreifen im östlichen Hannover, dem so-

Abb. 1 Verbreitungsgebiet der grösseren westslawischen Stämme (nach H. Jankuhn).



genannten Wendland, Fuß fassen, wo sie aber seit karolingischer Zeit ihre politische Selbständigkeit verloren. Sie hatten auch das südliche und östliche Holstein besetzt. Historische Angaben über die Einwanderungszeit nach Holstein sind nicht überliefert. Erst in karolingischer Zeit erscheint zum erstenmal der Name jenes slawischen Stammes, der seine Wohnsitze am weitesten nach Nordwesten vorgeschoben hatte: Es sind die Abotriten, die die Gebiete vom mittleren Mecklenburg bis zur Kieler Förde innehaben (Abb. 1). In den frühesten Quellen begegnen sie uns als Verbündete Karls des Großen im Kampfe gegen die Sachsen. 789 unterwirft er vorübergehend mit ihrer Hilfe deren östlichen slawischen Nachbarstamm, die Wilzen. Eine Art Erbfeindschaft zwischen ihnen und den Abotriten, die möglicherweise bis auf die Wanderzeit zurückgeht, überschattete jahrhundertlang das Verhältnis beider Stämme zueinander.

Für Holstein sind die Abotriten erstmalig 789 bezeugt, als Karl sich ihrer abermals als Verbündeter im Kampf gegen die nordelbischen Sachsen bedient, die vernichtend geschlagen werden. 804 überließ Karl den Siegern das nordelbische Gebiet. Damals sollen größere Kontingente der beiderseits der Niederelbe wohnenden Sachsen zwangsweise ausgesiedelt worden sein. Die Abtretung ganz Holsteins an die Slawen scheint Karl jedoch noch in seinen letzten Lebensjahren rückgängig gemacht zu haben. Damals wurde eine Grenzlinie zwischen den nordelbischen Sachsen und den Abotriten festgelegt, durch die Holstein unter zwei Völkerschaften aufgeteilt wurde. Die Slawen erhielten das östliche und südliche Holstein, den heutigen Kreis Herzogtum Lauenburg.

Die als «*limes Saxoniae*» bezeichnete Grenze, die man sich nicht als Befestigungswall, sondern als markierte Ödlandzone vorzustellen hat, folgte Geländeeinschnitten wie Niederungen, Mooren und Flüssen. Der Chronist Adam von Bremen beschreibt im 11. Jahrhundert die Stationen ihres Verlaufes von der Kieler Förde nach Süden bis an die Elbe in der Gegend von Lauenburg. Sie deckt sich bis heute im großen und ganzen mit der Westgrenze von etwa 350 slawischen Ortsnamen. Sie bilden in diesem Raum neben noch vorhandenen 28 slawischen Burganlagen die auffallendste Erinnerung an die etwa 500 Jahre währende Slawenzeit, die mit der deutschen Eroberung im 12. Jahrhundert nach jahrhundertlangen, wechselvollen Kämpfen zu Ende ging.

Bei dem folgenden Versuch, die besonderen Merkmale slawischer Burgen aufzuzeigen, sie nach ihrer Funktion und historischen Aussagekraft für eine Zeit fehlender oder spärlicher Überlieferung zu befragen, sollen vor allem Beispiele aus dem abotritischen Stammesgebiet, und zwar vornehmlich aus dessen westlichem Teil, nämlich Holstein, herangezogen werden. Hier befinden wir uns in einem slawischen Grenzland mit den Dänen als nördlichen und den nordelbischen Sachsen als westlichen Nachbarn in einem politischen Spannungsfeld erster Ordnung,

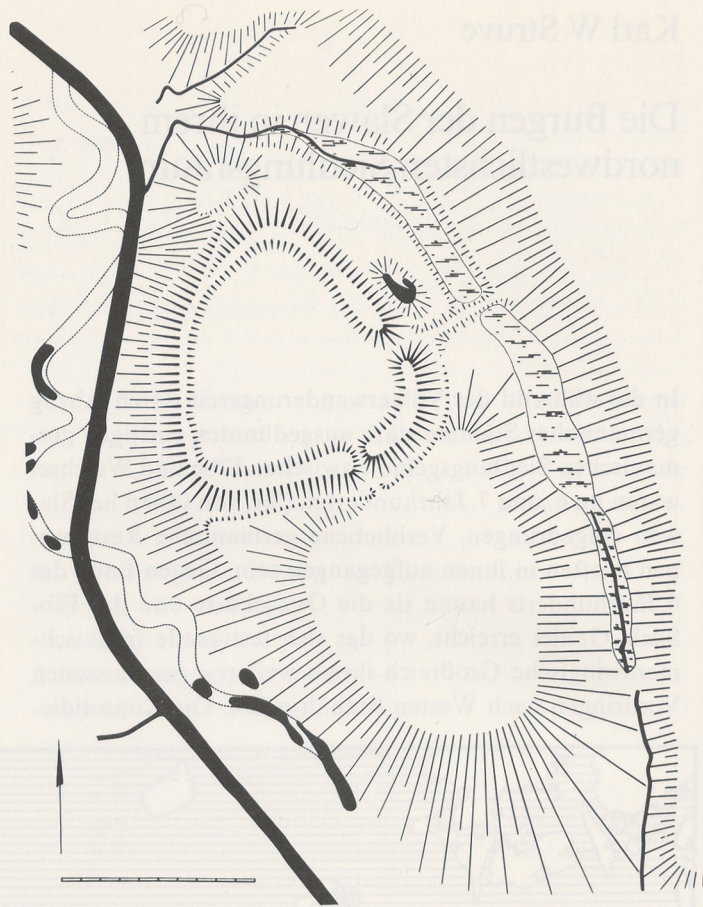


Abb. 2 Frühslawische Burg von Pansdorf, Kreis Ostholstein.

Abb. 3 Grundriss der mehrteiligen Anlage von Oldenburg, Kr. Ostholstein, im 10.–12. Jahrhundert Vorort Wagriens. Linke Hälfte in Schwarz die Wallzüge der ältesten Burg. Darin als kleinerer Innenring eine deutsche Burg des 13. Jahrhunderts. Rechte Hälfte in Schwarz die erste Ausbauphase durch Umwallung des Vorburggeländes. Reste von Wallzügen im Norden bislang nicht sicher datiert. Südlich des Walles heutige Kirche.

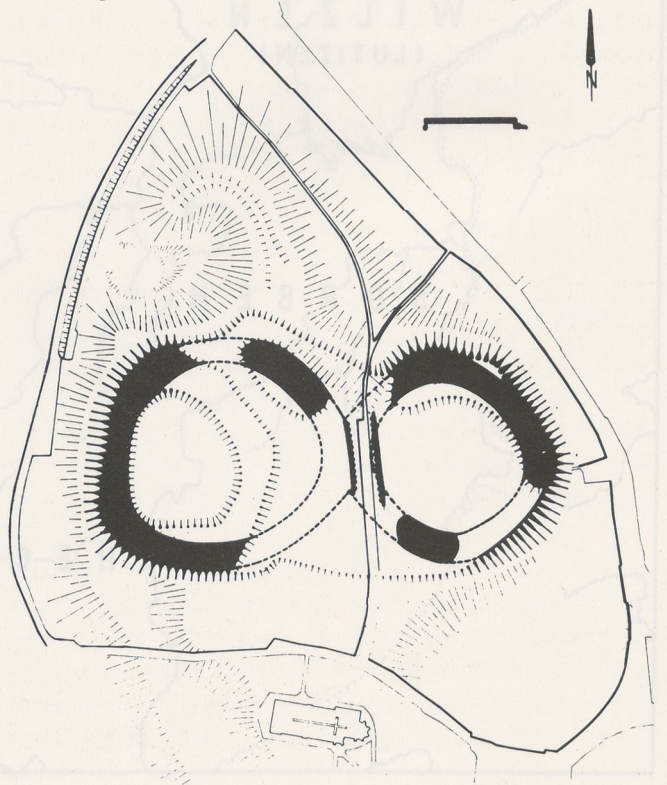


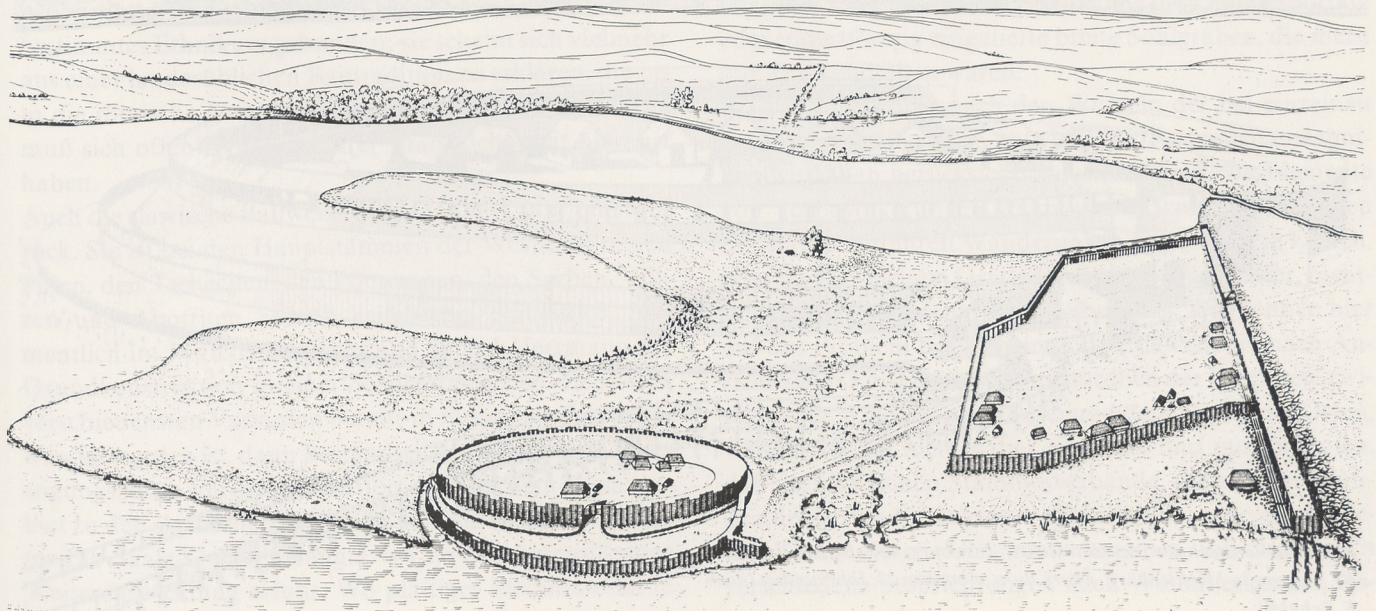


Abb. 4 Westseite des 16–18 m hohen und 4 ha grossen Burgwalles von Oldenburg, Kr. Ostholstein. Aufnahme von 1925.

in das die südliche Ostseeküste als Interessensphäre namentlich der Dänen einbezogen war. Es gibt für den frühgeschichtlichen Zeitraum kaum ein dem Land zwischen Nord- und Ostsee vergleichbares Gebiet, in dem sich auch mit archäologischen Mitteln die Konturen zweier verschiedener Völkerschaften, der Sachsen und der Slawen, geradezu lehrbuchhaft nachzeichnen lassen. Hier stehen sich zwei ethnische Gruppen gegenüber, die sich nicht nur am Limes mit ihren Ortsnamen unterscheiden; hier sind unverwechselbare keramische Gruppen räumlich gegeneinander abgegrenzt. Und hier liegen, wahrscheinlich als Folge ganz unterschiedlicher Siedlungs- und Verfassungsstrukturen, zwei kontrastreiche Burgenprovinzen einander gegenüber. Durch den Vergleich beider miteinander lassen sich die Besonderheiten der slawischen Burgen, quasi wie unter einer Lupe vergrößert, deutlicher wahrnehmen. Zunächst muß man sich vergegenwärtigen, daß während des hier behandelten Zeitabschnittes vom 7. bis zum 12. Jahrhundert nicht nur bei den Slawen, sondern auch bei ihren westlichen und nördlichen Nachbarn der vorherrschende Befestigungstyp die relativ großräumige Ringwallanlage war, wobei man den Begriff nicht zu eng fassen und ausschließlich an eine ebene, kreisrunde Anlage denken darf, da die Wallführung sich den vorgegebenen Geländeformationen anpaßte und es dadurch zu ei-, tropfen- und halbkreisförmigen Grundrissen kam –

um nur einige Varianten zu nennen (Abb. 2). Der entscheidende Unterschied gegenüber den seit dem 11. Jahrhundert aufkommenden Motten, die ganz anderen Bedürfnissen und Verteidigungsprinzipien entsprachen, bestand in der Schaffung eines Verteidigungsbereiches für eine größere Anzahl von Menschen und wahrscheinlich auch deren Viehbesitz. In unserem Arbeitsbereich schwankt der Durchmesser der slawischen Burgen, gemessen zwischen den Wallkronen, zwischen 80 und 120 Metern. Nur wenige haben kleinere oder größere Dimensionen. Mehrere der Burgen haben sich im Laufe der Zeit zu mehrteiligen Anlagen erweitert, indem Vorburgareale entstanden, die ebenfalls eine Wallbefestigung erhielten. Diese können an die Kernburg fest angegliedert sein (Abb. 3–4) oder räumlich von der Hauptburg abgesetzt sein (Abb. 5). Anlagen dieser Art erreichen eine Größe von mehreren Hektar Flächeninhalt. Dieses Ausbauprinzip ist nichts spezifisch Slawisches. Ringwälle, Abschnittsbefestigungen und mehrteilige Bur-

Abb. 5 Rekonstruktion der slawischen Burg von Scharstorf, Kr. Plön. Links Hauptburg (älteste Anlage von 835) mit kleiner Nebenburg (erbaut 50 Jahre später); rechts grosse Vorburg mit leichter Plankenbefestigung seitwärts und 150 m langem Abschnittswall, um 885 erbaut. Vgl. Abb. 11–13.



Sachsen

Slawen

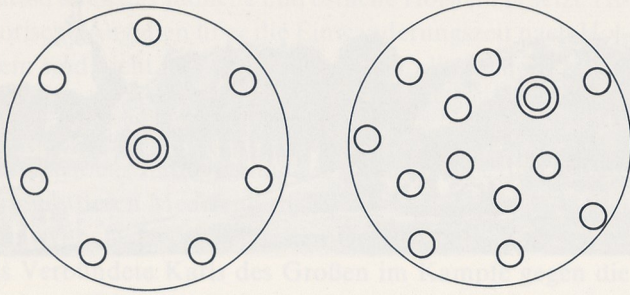


Abb. 6 Schema der Burgenorganisation bei den nordelbischen Sachsen und Slawen. Links: Randlage der Burgen in einem Gau mit Hauptburg. Rechts: Gleichmässige Verteilung der Burgen über das Landesinnere mit dem Vorort eines Teilstammes.

gen waren auch den sächsischen Nachbarn vertraut. Ein unvoreingenommener Betrachter würde in der Regel zwischen Ringwällen aus Westholstein und solchen aus den ehemaligen Slawengebieten kaum Unterschiede bemerken. Diese ergeben sich erst aus der Lage der Burgen zum jeweiligen Siedlungsraum. Die sächsischen Burgen des 9. und 10. Jahrhunderts liegen an der Peripherie der Gaue, und zwar an besonders gefährdeten Stellen, wo natürliche Zugänge ins Landesinnere bestanden, etwa wenn die Ufer breiter, versumpfter Flußauen sich verengten und den naturräumlichen Schutzgürtel durch Furten unterbrachen. Eine gewisse Regelmäßigkeit der Abstände von Burg zu Burg, die das Land gegen slawische Einfälle sicherten, läßt auf eine zentrale Planung schließen. Aber auch Gefahren, die durch wikingische Einfälle von der Seeseite her drohten, begegnete man mit raumsichernden Anlagen. Alle diese Burgen sind trotz einer längeren Benutzungsdauer relativ fundarm, weil sie offenbar nur in Krisenzeiten voll besetzt waren. Das Landesinnere blieb burgenfrei. Dieser

ausgesprochenen Sperrfunktion der nordelbischen Sachsenburgen steht die «Verstecklage» slawischer Burgen gegenüber (Abb. 6). Sie sind, sieht man von wenigen Burgen mit Randlage nahe des Limes und einer zweifellos raumsichernden Funktion ab, stützpunktartig relativ gleichmäßig über das ganze Landesinnere verteilt. Nicht selten liegen sie verkehrsgünstig und abseits der damals benutzten Wege auf Inseln (Abb. 7) oder Halbinseln der zahlreichen Seen, die es im Jungmoränengebiet gibt, innerhalb von Flußschleifen oder auf flachen Sandhorsten inmitten weiter Niederungsgebiete. Aber neben diesen ausgesprochenen Niederungsburgen gab es auch, und zwar vorzugsweise in der slawischen Frühzeit, Burgen auf höheren Moränenkuppen, die den Wasserspiegel naher Seen oder Flüsse um 10 bis 20 Meter überragten (vgl. Abb. 2). Dieses Bild der räumlichen Verteilung trifft gleichermaßen für die frühen slawischen Burgen als auch für die Spätzeit des Slawentums in Ostholstein zu. Obgleich wiederholt Verlegungen der Burgplätze stattgefunden haben, können wir für die wenigsten eine kontinuierliche Besiedlung von der slawischen Frühzeit bis zum Ende nachweisen. Im Gegensatz zu den recht fundarmen sächsischen Burgen spricht der relativ hohe Fundanfall in slawischen Burgen, in denen es bei längerer Benutzungsdauer zur Ausbildung von 1 bis 2 Meter mächtigen Kulturschichten kam, für eine dichtere und wahrscheinlich ständige Besiedlung.

Ehe aus dieser ganz andersartigen Verteilung der Burgwälle Folgerungen für die Siedlungs- und Verfassungsgeschichte der Slawen gezogen werden, soll die unterschiedliche Burgenbautechnik der beiden Burgenprovinzen erläutert werden: Die Beobachtungen beruhen bei den sächsischen Burgen auf Grabungsergebnissen, die namentlich von der Stellerburg bei Borgholz in Dithmarschen, der

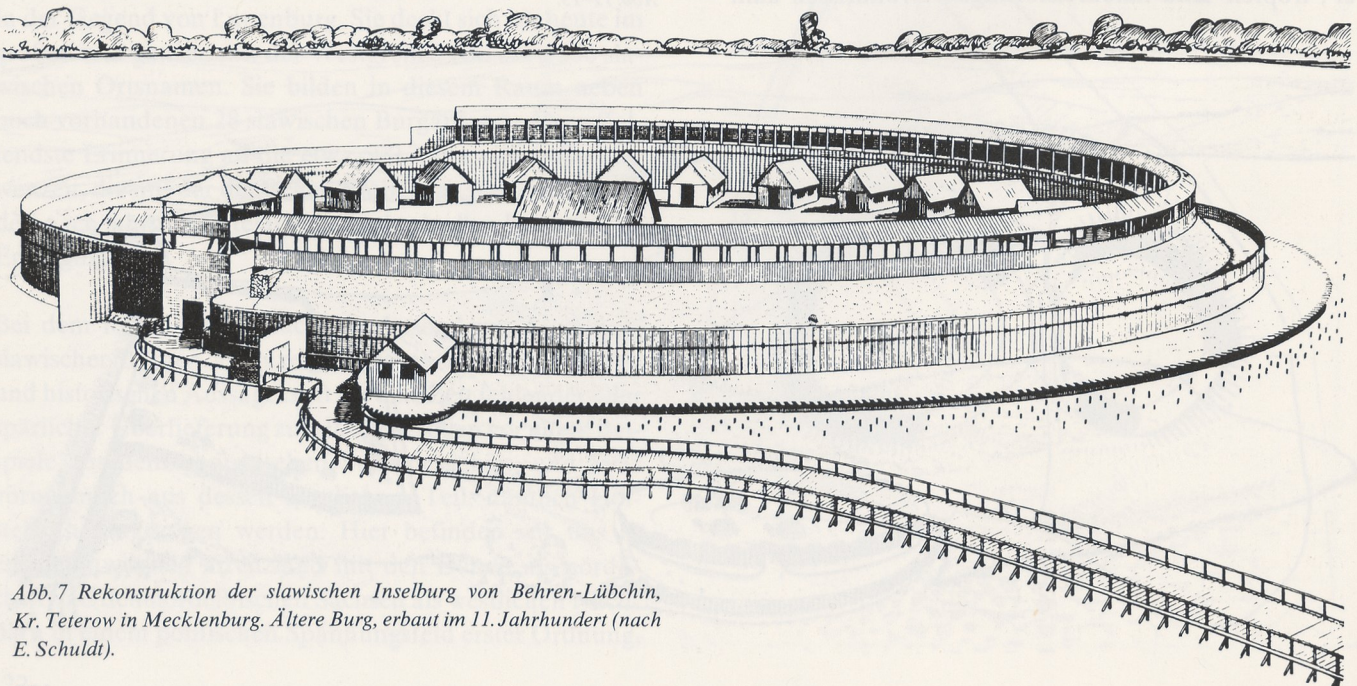


Abb. 7 Rekonstruktion der slawischen Inselburg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow in Mecklenburg. Ältere Burg, erbaut im 11. Jahrhundert (nach E. Schuldt).

Kaaksburg im Kreis Steinburg, der Einfelder und Wittorfer Burg bei Neumünster, dem Burgwall von Hitzhusen, Kreis Segeberg, und der Hammaburg in Hamburg vorliegen. Es sind Burgen des 9. bis 11. Jahrhunderts. Ferner ist dazu das von den Franken um 810 erbaute Kastell Esesfeld an der Stör westlich von Itzehoe zu rechnen. Die Wallkörper dieser Burgen sind, im Gegensatz zu denen der slawischen, unter einer relativ geringen Verwendung hölzerner Bauelemente vorzugsweise aus Gras- oder Heideplaggen aufgeschichtet. Gelegentlich scheint der Wall, wie z. B. bei der Hammaburg und bei der Wittorfer Burg, mit einzelnen waagerechten Balken durchschossen gewesen zu sein, die bei der Hammaburg der Verankerung einer hölzernen Wallfront dienten. In der Regel wurde aber weitgehend auf Holzeinlagen verzichtet. Am deutlichsten ließ sich die Bautechnik bei der stark verschliffenen Burg von Hitzhusen im Kreis Segeberg studieren. Hier hatte man an jenen Stellen, an denen Vorder- und Rückfronten entstehen sollten, aus Soden zunächst kleine Wälle von dreieckigem Querschnitt aufgeschichtet und den Innenraum mit lockerem Erdwerk und Sodenlagen aufgefüllt. Die Dreiecke bildeten gewissermaßen Entlastungsdreiecke für die schrägaufsteigenden Wallfronten, die man sorgfältig aus Plaggen aufschichtete. War bei den Burgen der Untergrund wenig tragfähig, dann schuf man zunächst ein Fundament aus Baumstämmen. Außerdem verbindet alle sächsischen Burgen der vorgelagerte Spitzgraben. Er liegt auffallend dicht vor der Außenfront. Es können auch zwei Spitzgräben hintereinander gestaffelt sein. Die Burgen sind ein- oder zweitorig. Eine Erdbrücke unterbricht an dieser Stelle das Grabensystem. Der Toreinschnitt im Wall war durch starke waagerechte Bohlen an den Wallwangen verkleidet. Sie erhielten durch mächtige, tief eingerammte Pfosten ihre Stabilität. Wahrscheinlich trugen sie gleichzeitig einen Verteidigungsturm, der das kammerartige Tor beherrschte.

Um nicht mißverstanden zu werden: Die bei den genannten und auch anderen, ungenannten sächsischen Burgen beobachtete Plaggenbauweise ist sicherlich nicht an ein bestimmtes Ethnikum gebunden; sie scheint sich vielmehr aus einer landesüblichen Bautradition zu erklären, die bis in die römische Kaiserzeit zurückzuverfolgen ist, und sie muß sich offenbar wegen ihrer Brandsicherheit bewährt haben.

Auch die slawische Bauweise geht auf alte Traditionen zurück. Sie ist bei den Hauptstämmen der Westslawen, den Polen, den Tschechen, den Pomeranen, den Sorben, Wilzen und Abotriten, jedoch keineswegs einheitlich. Namentlich im Mittelgebirge bestand nach J. Herrmann die Grundkonstruktion in einer Schalenbauweise, die in den verschiedensten Varianten bereits in römischer Zeit angewendet worden ist, dann Bestandteil des fränkischen Befestigungsbaues wurde und von dort oder aus dem Donaugebiet zu den slawischen Stämmen in Mähren, Böhmen und ins Elb-Saale-Gebiet gelangte, wo sie eine eigenständige Weiterentwicklung erfuhr. Wo plattiges Steinmaterial in

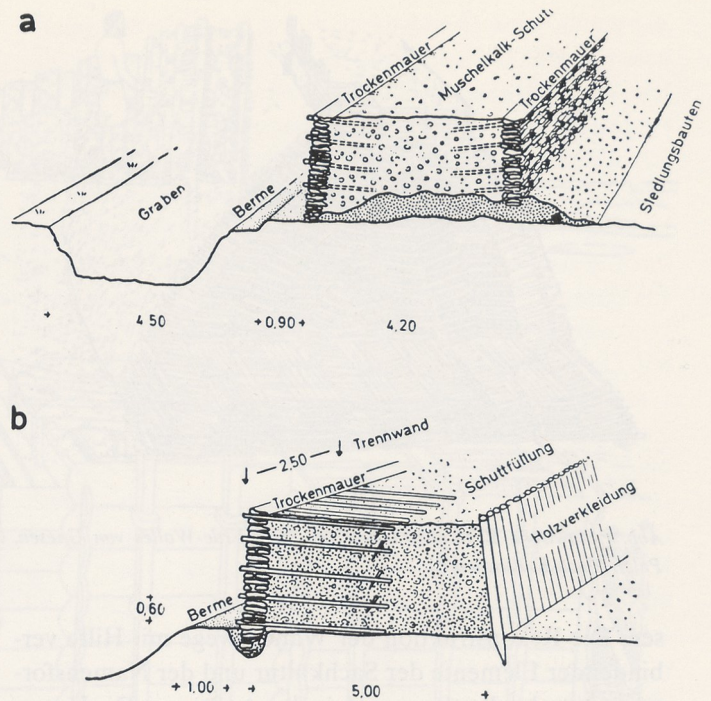


Abb. 8 Rekonstruktion slawischer Steintrockenmauer-Schalenbauweise (nach J. Herrmann).

reichem Maße vorhanden war, wurde die Vorderfront zu einer Mauer aus Feldsteinplatten aufgeschichtet, die bis zu 1 Meter breit sein konnte (Abb. 8). Je nachdem, welche Stärke die Wehrmauer erreichen sollte, wurde der Raum zwischen beiden Frontmauern bemessen und mit Erde oder Gesteinsschutt aufgefüllt. Damit der Druck dieser Innenschüttung die Trockenmauern nicht auseinanderdrücken konnte, verband man diese durch Holzanker mit den eingefüllten Schichten. Die Rückfront konnte aber auch aus einer steilen Bohlen- und Palisadenwand bestehen, wenn man nicht überhaupt auf die rückwärtige Schalenmauer verzichtete und statt dessen eine schräge Rampenböschung aus dem vorhandenen Baumaterial anschüttete. Als Grabenhindernis verwendete man muldenförmig oder trapezförmig eingetiefte breite Sohlgräben, die meist nur Trockengräben waren.

Bei der Erörterung nach den Wurzeln der bei einzelnen Stämmen vorzugsweise entwickelten Festungsbautechniken wird man berücksichtigen müssen, welche Elemente von Vorbevölkerungen übernommen wurden, mit denen die Slawen auf ihren Wanderungen in Berührung kamen, oder bis zu welchem Grade Einflüsse benachbarter, nichtslawischer Völkerschaften denkbar sind. Wir können hier auf das Problem der Urheimat der Slawen, die nach Ansicht vieler Forscher im Raum nördlich der Karpaten, zwischen der Weichsel im Westen und dem Dnjepr im Osten, vermutet wird, nicht näher eingehen und nur andeuten, daß die slawischen Stammesverbände, die sich im heutigen deutschen Sprachraum niederließen, aus verschiedenen Zonen dieser «Urheimat» stammen und damit auch verschiedene Stoßrichtungen nach Westen erkennen las-

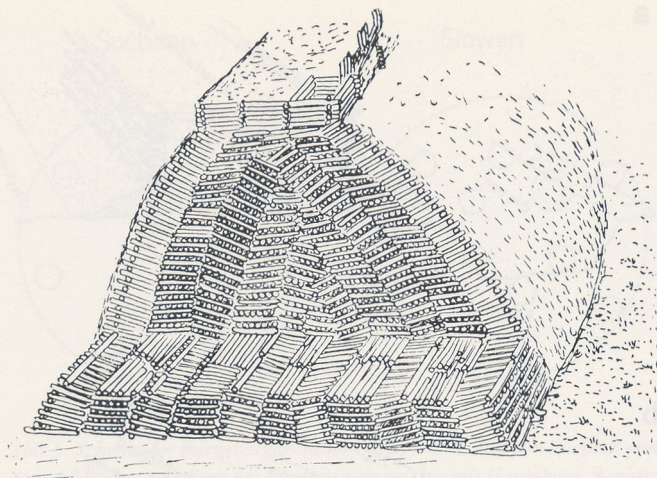
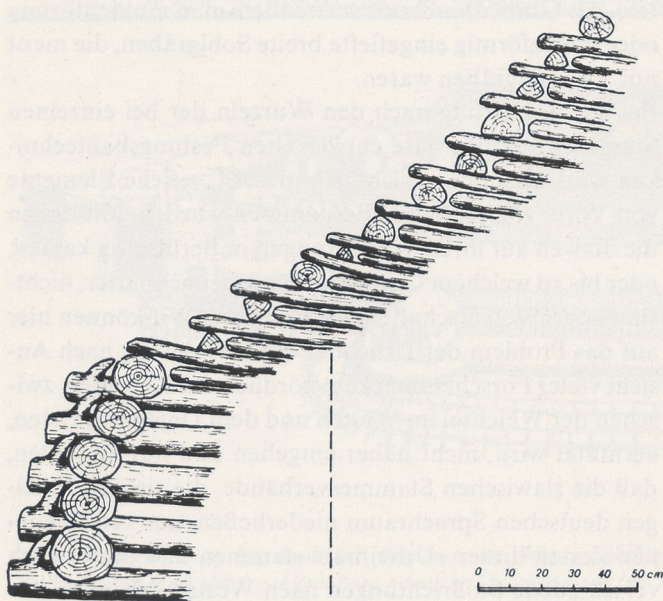


Abb. 9 Slawische Rostkonstruktion des Holz-Erde-Walles von Gnesen, Polen (nach K. Zurowski).

sen. Die Rekonstruktion der Wanderwege mit Hilfe verbindender Elemente der Sachkultur und der Namensforschung steckt allerdings noch in den Anfängen. Die Untersuchungen haben vielfach einen stark hypothetischen Charakter. Auch mit Hilfe unterschiedlicher Burgenbau-techniken, wie sie bei einzelnen Stämmen zu dominieren scheinen, versuchte man den Wanderweg zurückzufolgen. Die im Elb-Saale-Gebiet bei den Sorben vorherrschende Trockenmauer-Schalenbauweise läßt sich mit Böhmen und Mähren verbinden.

Im Havelgebiet, im südlichen Brandenburg, an der mittleren Oder und östlich der Oder in Polen scheinen die dort ansässigen slawischen Stämme eine Bauweise zu bevorzugen, die man als Rostkonstruktion bezeichnet (Abb. 9). Auf den vorher planierten Untergrund wurden in der geplanten Streichrichtung des Walles im Abstand von 1–3

Abb. 10 Rostkonstruktion mit Widerlager aus Asthaken in Wrocław (Breslau) (nach K. Jazdzewski).



Metern Baumstämme gelegt, auf die dann wieder eine geschlossene Stammlage quer zur Wallrichtung geschichtet wurde. Dann folgten wieder Stämme in Wallrichtung und darauf wieder eine Querlage usw. Die einzelnen in Wallrichtung liegenden Stämme wurden durch stehengelassene Asthaken der jeweiligen querliegenden unteren Stammlage am Abrollen gehindert (Abb. 10). Aus statischen Gründen wurden die quer zur Streichrichtung des Walles aufgepackten Stämme nach oben immer kürzer, so daß sich der Wall im Querschnitt zur Krone hin verjüngte. Die Hohlräume zwischen den Balkenlagen füllte man mit Erdreich auf. Die Außenfront wurde, genau wie bei einer Bohlenverschalung, durch einen vorgesetzten Lehmkeil oder eine schräg vorgeböschte Wand aus Soden gegen Feuer geschützt. Wälle dieser Art konnten bei entsprechender Basisbreite eine beträchtliche Höhe erreichen. Bei 14 bis 16 rostartig übereinandergeschichteten Holzlagen entstand beispielsweise bei Tornow, Kreis Calau, ein 5 bis 6 Meter hoher, massiver Wallkörper. Eine ganz ähnliche Rostkonstruktion mit kreuz- und quergeschichteten Baumstammlagen kennt man bereits aus der jüngerbronzezeitlichen/ältereisenzeitlichen Lausitzer Kultur. Entgegen Herrmann, der vermutet, daß die westliche Verbreitungsgrenze dieser Bauweise noch vor dem Elbtal liegt, darf vermutet werden, daß sie auch bei den Abotriten vereinzelt gebräuchlich war. Nach älteren Beobachtungen und freilich nicht neuen Grabungen könnte der guterhaltene frühslawische Ringwall von Pöppendorf bei Lübeck in dieser Weise erbaut worden sein. Wahrscheinlich deutet sich Ähnliches in verkohlten, kreuzweise liegenden Stammschichten an der Basis des in frühslawischer Zeit entstandenen Burgwalles von Strenglin, Kreis Segeberg in Holstein, an. Rostkonstruktionen aus übereinandergelegten Baumstämmen und behauenen Balken sind bei den Burgen von Scharstorf, Kreis Preetz, und Warder, Kreis Segeberg, ausgegraben worden. Dort benutzte man die gitterartig gelegten Baumstämme und Balkenlagen allerdings dazu, einen Ufersaum zu erhöhen und besiedelbar zu machen. Aber es gibt weitere Hinweise, daß auch den Abotriten die Rostbauweise im Prinzip bekannt gewesen sein muß.

Der höchste technische Entwicklungsstand wurde mit der komplizierten Kastenbauweise schon in frühslawischer Zeit, d. h. mindestens im 8. Jahrhundert, erreicht. Sie hat eine weite Verbreitung vom äußersten Nordwesten über Mecklenburg bis in die Lausitz gefunden, womit nichts über die Herkunft dieser Technik ausgesagt werden soll. Das System ist im Grundprinzip einfach, indem quadratische oder rechteckige Kästen aus kräftigen und breiten Bohlen geschaffen werden (Abb. 11). Die Bohlen wurden kurz vor den Enden auf der Ober- und Unterkante mit Einschnitten versehen. Die Einschnitte sind ineinandergehängt, so daß ein fester Eckverband nach Art der Blockbauweise entsteht. Mehrere übereinandergestellte Kästen bilden auf diese Art und Weise ein festes Gefüge. Je nach gewünschter Breite des Walles ließen sich drei bis vier sol-

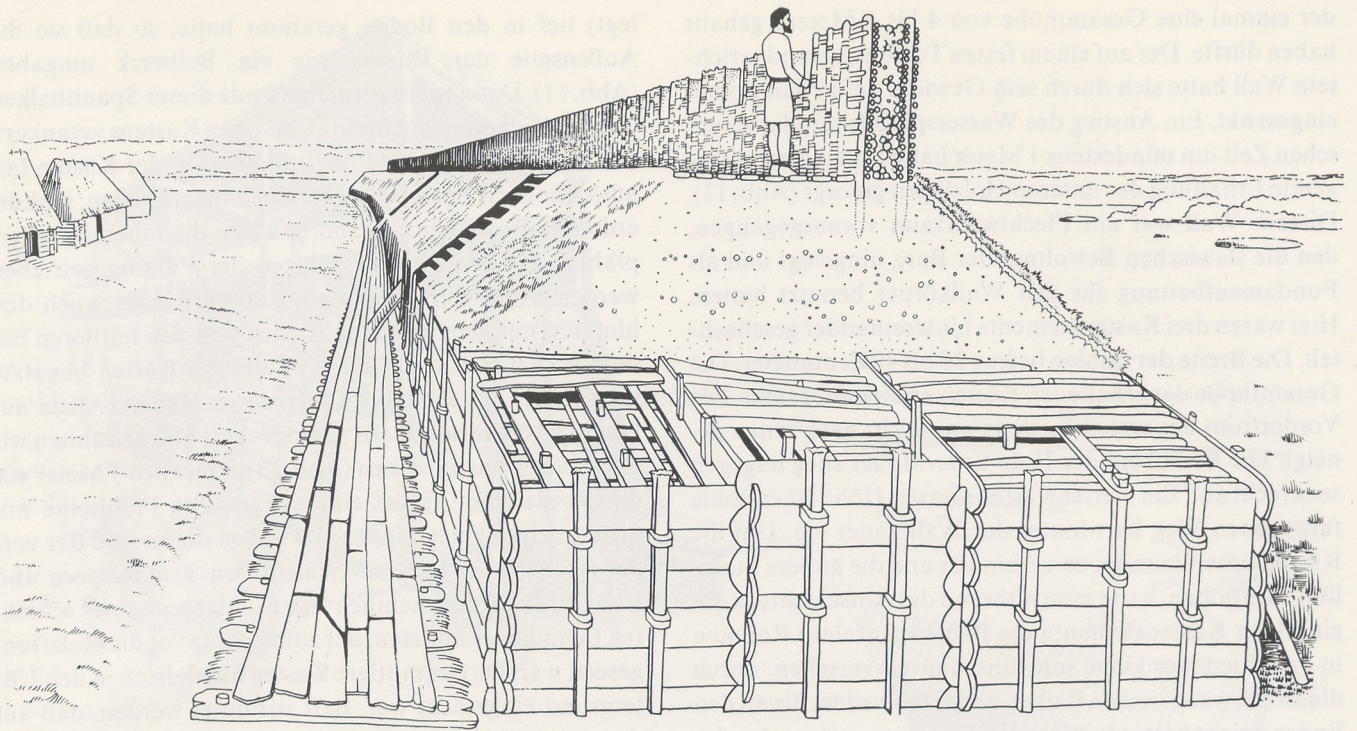


Abb. 11 Slawische Kastenbauweise, Rekonstruktion des Abschnittswalles von Scharstorf, Kr. Plön.

Abb. 12 Südende des Abschnittswalles von Scharstorf, Kr. Plön, während der Ausgrabung.

cher Kasten-elemente hintereinander staffeln. Diese Kästen können mit Sand, Torf oder auch Baumstämmen gefüllt sein. Eine entwickeltere Stufe dieser Kastenbauweise konnten wir bei Ausgrabungen in Scharstorf 1959 und 1971 bis ins Detail an einem 150 Meter langen und ursprünglich 8,50 Meter breiten Abschnittswall studieren,



der einmal eine Gesamthöhe von 4 bis 5 Metern gehabt haben dürfte. Der auf einem festen Torfuntergrund errichtete Wall hatte sich durch sein Gewicht tief in den Boden eingesenkt. Ein Anstieg des Wasserspiegels seit der slawischen Zeit um mindestens 1 Meter hatte für eine hervorragende Erhaltung der unteren Holzlagen gesorgt (Abb. 12). Diesem Wall war ein Flechtwerkzaun vorausgegangen, den die slawischen Bewohner der Burg umgelegt und als Fundamentbettung für den Walkörper benutzt hatten. Hier waren drei Kastenelemente hintereinander geschachtelt. Die Breite der Bohlen betrug 30 bis 40 Zentimeter. Die Gesamthöhe der erhaltenen Kästen erreichte 2 Meter. Die Vorderfront des ersten Kastens war leicht nach innen geneigt. Die Rückfront der Holz-Erde-Mauer stieg dagegen senkrecht auf. Ein vierter Kasten von der Höhe einer Bohle faßte einen Weg hart hinter der Wallmauer ein. Um die Kästen untereinander zu verbinden und die äußere Stabilität zu erhöhen, hatte man während des Aufschichtens der einzelnen Kastenelemente die Bohlen einzelner Rahmen in verschiedener Höhe mit Einschnitten versehen, durch die lange, waagerechte Balken gesteckt wurden, die an den Enden gegenkastenförmig verdickt waren und runde oder dreieckige Löcher aufwiesen, durch die man senkrechte Pfähle gesteckt und an der Vorder- und Rückfront sowie an der Wallwange (wir hatten das Ende des Walles freige-

legt) tief in den Boden gerammt hatte, so daß sie die Außenseite der Kästen wie ein Bollwerk umgaben (Abb. 11). Das andere verdickte Ende dieser Spannbalken wurde gleichermaßen im Inneren eines Kastens verankert. Da in diesem Fall das Füllgut innerhalb der Kästen fast ausschließlich aus etlichen Baumstammschichten, Kulturerde und Torflagen bestand, mußten die inneren Ankerpfähle zwischen die Balkenlagen der Füllung getrieben werden. Aber solche Spannbalken verbanden auch den hinteren mit dem mittleren Kasten und den mittleren mit dem vorderen Kasten. Zur Füllung der Kästen benutzte man ferner Bauelemente abgerissener Häuser. Allein auf knapp 40 Quadratmetern aufgedeckter Fläche zählten wir etwa 45 der Spannbalken (Abb. 13). Reichlich 1 Meter vor der Vorderfront verlief eine enggestellte Pfahlreihe mit Schrägneigung nach innen. Zwischen dieser und der vorderen Holzfront lag eine Schicht von Rundhölzern und Balken, die wahrscheinlich das Fundament eines schmalen Lehmkeiles bildeten, der zum Schutz vor die Holzfront gesetzt war. Da der mittlere Kasten am tiefsten in den Untergrund eingesackt war, darf vermutet werden, daß auf dem mittleren Kasten die größte Last lag. Ob der Oberbau der zunächst senkrechten Holzfronten sich damm- oder stufenförmig nach oben verjüngte, ließ sich nicht feststellen.

Für diesen Burgwall, der in keiner historischen Quelle genannt wird, liegt eine exakte dendrochronologische Datierung vor, die D. Eckstein verdankt wird. Der Abschnittswall ist im Jahre 885 erbaut worden und stellt ein kompli-

Abb. 13 Spannbalken und Bohlen der Kastenwände mit Einschnitten zum Durchstecken der Spannbalken aus Scharstorf, Kr. Plön.





Abb. 14 *Rekonstruktion des ältesten Vorburgwalles von Oldenburg in Holstein.*

ziertes und wirkungsvolles Werk sorgfältiger Zimmerertechnik dar. Die verwendeten Bohlen sind gleichmäßig sauber zugeschnitten und an den Enden abgerundet. Die Löcher in den Spannbalken sahen die Verwendung von runden, vier- und dreikantigen Pfosten vor. Der Arbeitsaufwand muß beträchtlich gewesen sein. J. Herrmann hat für einen ähnlichen Burgwall Berechnungen angestellt, die auf altrussischen Quellen fußen. Ich habe seine Berechnungen den meinigen zugrunde gelegt. Danach nahm der Einschlag und die Verarbeitung von 1 Kubikmeter Eichenholz im Wallbau 6 bis 10 Tagewerke in Anspruch. Wir gehen von einem Mittelwert von 8 Tagewerken aus. Für die Aufschüttung von 1 Kubikmeter Erde und den Antransport wird 1 Tagewerk benötigt. Unter Zugrundelegung dieser Werte dürften allein beim Abschnittswall 4800 Kubikmeter Holz verarbeitet worden sein. Danach müssen die Holzarbeiten 38400 Tagewerken entsprochen haben. Dazu kommen 1000 weitere Tagewerke für die Verfüllung mit Erde. Das ergibt insgesamt 39400 Tagewerke. Oder anders gerechnet: 200 Arbeiter benötigten 197 Tage für die Bauarbeiten.

Bei der Untersuchung der mächtigen Burgwallruine von Mecklenburg südlich von Wismar, die namengebend für das Land Mecklenburg wurde und die bis ins 11. Jahrhundert der Hauptfürstensitz des Gesamtherrschers über den abotritischen Stammesverband war, wurde festgestellt, daß dieser riesige Wall von 150 Metern Durchmesser bereits im 8. Jahrhundert diese Dimension hatte. Wenngleich die Erhaltungsbedingungen ungleich ungünstiger als in Scharstorf waren, konnte doch der eindeutige Beweis er-

bracht werden, daß schon der älteste Wall dieselben Konstruktionsmerkmale mit Spannbalken und Kastenkonstruktionen aufweist wie der Scharstorfer Abschnittswall. Die Kastenbauweise konnten wir auch bei dem ältesten Kernwall von Oldenburg in Holstein (Abb. 14) feststellen (8. Jahrhundert), einer Burg, die uns für das 10. und 11. Jahrhundert als Vorort der Wagrier, eines Teilstammes der Abotriten, bezeugt ist. Auch im Kern des Burgwalles von Alt-Lübeck steckt eine Kastenkonstruktion. Die Holzkastenkonstruktion muß sich sehr bewährt haben, denn noch bei der in das 11. und 12. Jahrhundert zu datierenden Burg von Behren-Lübchin in Mecklenburg, bei der der Ausgräber E. Schuldt ähnliche, ja vielleicht noch bessere Erhaltungsbedingungen als in Scharstorf vorfand, war sie angewendet worden (vgl. Abb. 7).

Im Zusammenhang mit dem Scharstorfer Abschnittswall soll darauf hingewiesen werden, daß die zugehörige Hauptburg, ein Ringwall (Abb. 5), bereits 835 erbaut worden ist. Bei einer späteren Erhöhung und Verbreiterung des Holzverplankten und mit einer rampenartigen Rückfront versehenen Wallkörpers wurde der Ringwall um einen Anbau erweitert. Er zweigt im Osten und Westen tangential vom Hauptwall ab. Dicht bei dicht eingerammte, angeschärfte Spaltbohlen bildeten die stabilisierenden Bauelemente eines reichlich 2 Meter breiten Wehrganges. Die eingerammten Pfosten der Vorder- und Rückfront waren jeweils so geringfügig gegeneinander versetzt, daß dazwischen die vordere und rückwärtige Längsverplankung Platz hatte und von den Pfählen gehalten wurde. Überreste einzelner Spannbalken zeigen an, daß das Bau-

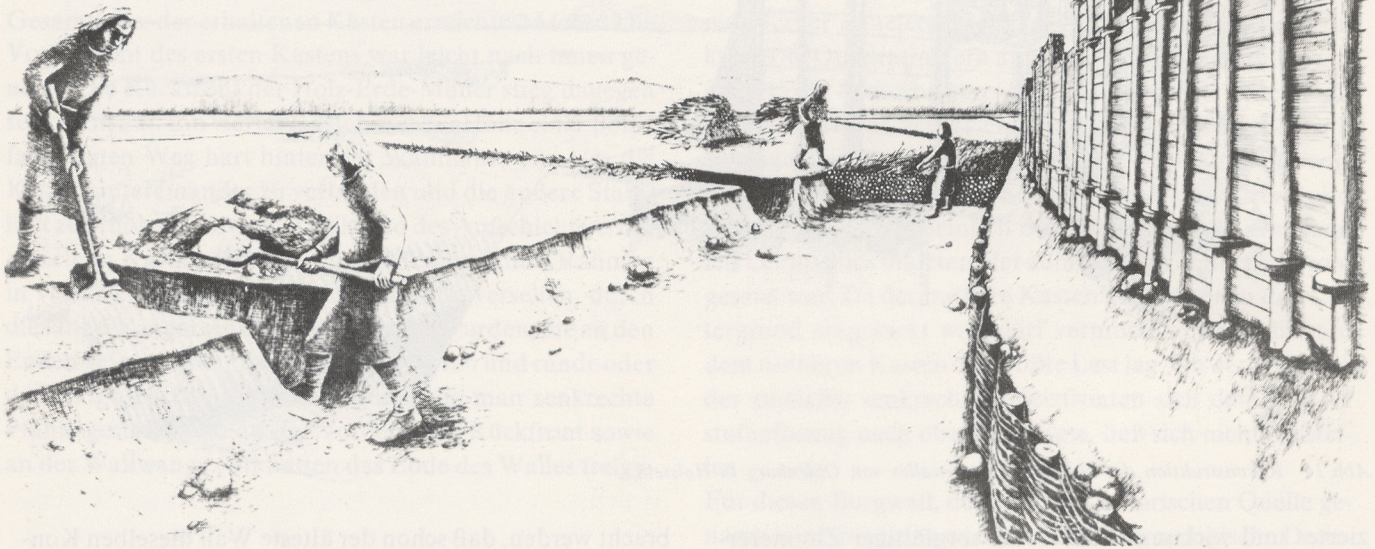


Abb. 15 Ausbau der Nebenburg von Scharstorf (vgl. Abb. 5) 1. Phase: Ausheben von Gräben im Vorgelände der Burg, Verfüllung der Gräben mit Buschwerk als Drainage.

prinzip des Wehrganges dem des Abschnittswalles entsprechen haben muß. Die Spannbalken sollten ein Auseinanderdrücken des Wehrganges, dessen Inneres mit Spalthölzern, Buschwerk und Abfall gefüllt war und oben eine Abdeckung mit Lehm trug, verhindern (Abb. 15–16).

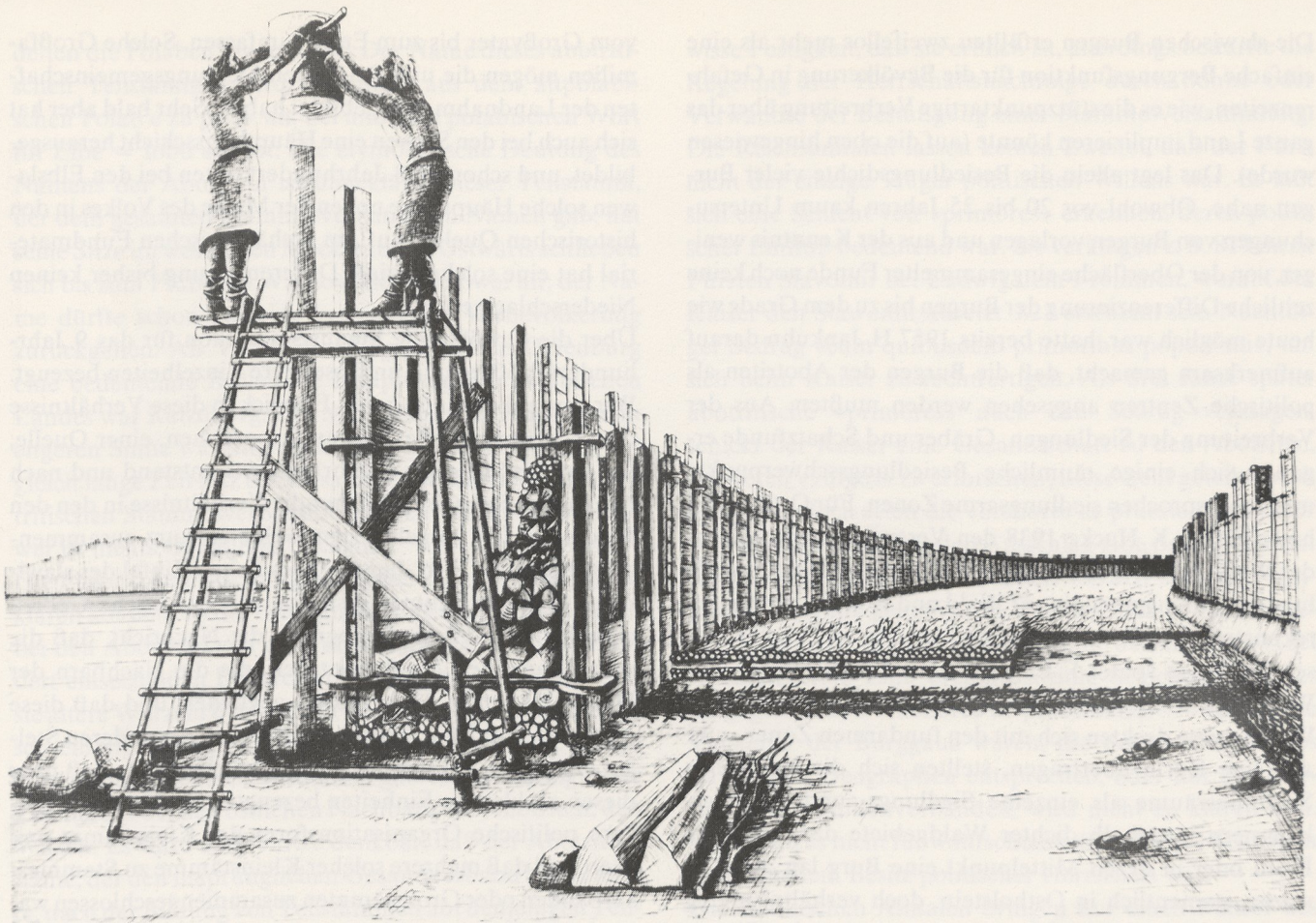
Die Erhöhung des Hauptwalles, die Errichtung der kleinen Nebenburg und die Erbauung des 150 Meter langen Abschnittswalles fällt in das gleiche Jahr 885. Die Genauigkeit der dendrochronologischen Untersuchungen ging so weit, daß Eckstein sogar den Nachweis erbringen konnte, daß etliche Pfosten der Vorder- und Rückfront aus einem Baumindividuum geschnitten waren.

Noch eine weitere Detailbeobachtung dieser Ausbauphase beleuchtet die sinnreiche Planung, die diesem Vorhaben vorausging. Die Errichtung der seitlichen Nebenburg erfolgte zweifellos mit dem Ziel, das mit dem Wehrgang zu umgürtende Vorgelände bis zum See siedlungsmäßig zu erschließen. Da der Untergrund hier aus wasserundurchlässigem Ton besteht, zog man von dem flachen Sohlgraben vor dem Ringwall sternförmig Gräben mit leichtem Gefälle bis zum Seeufer (Abb. 15–16). Dann wurde der Ringgraben um die Burg und die von ihm abzweigenden neuen Gräben mit Buschwerk verfüllt und auf der ganzen Uferzone ein Packwerk aus Faschinen und kreuzweise ge-

schichteten Balken errichtet, so daß ein trockener Bauuntergrund entstand. Das sich im Vorgelände sammelnde Wasser wurde durch die so geschaffenen Buschdrainagen in den Gräben unter dem neu errichteten Wehrgang hindurch in den See abgeleitet.

Die hier beschriebene Holzkastenkonstruktion war offenbar gerade bei den Abotriten zur höchsten Perfektion ausgereift. Ihr gegenüber hatte die Rostkonstruktion zweifellos den Nachteil, daß die Stabilität des Walkkörpers von der Haltbarkeit der als Widerlager dienenden Asthaken abhing. Gelang einem Angreifer eine Beschädigung der Vorderfront durch Herauslösen einzelner Stämme, mußte der starke Schub des Oberbaues den Wall zum Einsturz bringen. Die Kastenkonstruktion beruht auf einem doppelten Sicherheitsprinzip. Selbst wenn sich Eckverbände der miteinander verkämmten Kastenbohlen lösen sollten, war die Außenfront mit dichtgestellten und tief eingeramnten Pfosten umgeben, die wiederum dadurch nicht nach außen gedrückt werden konnten, weil sie durch Spannbalken mit dem Inneren der festen Füllung verbunden waren. Die Spannbalken faßten kreuz und quer in das Innere hinein, um den Walldruck nach allen Seiten hin abzufangen.

In Erstaunen setzen uns die riesigen Holzmengen, mit denen man das Innere der Kästen beschichtete. Der damit verbundene, bereits erwähnte enorme Arbeitsaufwand, dem ganze Wälder zum Opfer gefallen sein müssen, findet eigentlich nur darin seine Erklärung, daß man das Ge-



wicht des Wallkörpers mit Rücksicht auf den torfigen Baugrund möglichst reduzieren wollte.

Die Oldenburger Kernburg, die im Gegensatz zur Scharstorfer Niederungsburg als Höhenburg zu bezeichnen ist, errichtete man am Rand einer Moränenkuppe 11 Meter über der nahen Niederung. Durch eine Abböschung des Hanges schuf man, ehe überhaupt mit dem Wallbau begonnen wurde, bereits ein fast 10 Meter hohes und steiles Annäherungshindernis. Auf diesen so geschaffenen Steilhang setzte man Kästen der beschriebenen Art, füllte sie aber nicht mit Holz, sondern mit lockerem Sand, lehmigem Sand und Kies, der in Linsen auf der Wallkuppe anstand. Auch bei späteren Erhöhungen und Verbreiterungen des Walles, die immer nach innen erfolgten, entstanden unmittelbar hinter der rückwärtigen Wallfront tiefe und breite Materialentnahmegräben. Solche tiefen Materialentnahmegräben im Burginnenraum wurden auch an anderen Stellen, so z. B. in Giekau, Kreis Plön, beobachtet. In Fällen also, bei denen der Bauuntergrund sich als hinreichend tragfähig erwies, war man in der Wahl des Füllmaterials nicht wählerisch und scheute lange Transportwege. Tierknochen und Scherben, mit denen manche Wälle durchsetzt sind, deuten an, daß auch die Inhalte von Abfallgruben zum Wallaufbau benutzt wurden.

Viele dieser Holz-Erde-Wälle sind Brandkatastrophen zum Opfer gefallen. Es hat aber den Anschein, daß die wahrscheinlich durch angreifende Feinde verursachten Brände nicht so sehr die mit Lehm verkleidete Außenwand

Abb. 16 Ausbau der Nebenburg von Scharstorf (vgl. Abb. 15) 2. Phase: Bau eines 2 m breiten, holzbeplankten Wehrganges bis an den Wasserspiegel des Scharsees heran. Beschichtung des Innenraumes mit Baumstämmen und Faschinen. Unterhalb des Packwerkes Entwässerung mit Buschdränagen.

beschädigten als vielmehr von den Oberbauten ausgegangen sind, von deren Aussehen wir nur sehr vage Vorstellungen haben. Offensichtlich trugen manche Wallkronen eine Bedeckung aus Rollsteinen, doch dürften die Brustwehren oder Schutzdächer aus Holz bestanden haben.

Das älteste gesicherte Datum für den Gebrauch der Kastenkonstruktion bei Verteidigungsbauten liefert uns im Norden Schleswig-Holsteins das 14 Kilometer lange Danewerk bei Schleswig, die alte dänische Südgrenze. Dieser Schutzwall durchzieht an einer Stelle eine Niederung mit torfigem Untergrund. Als Fundament für den Walloberbau hatte man viereckige Kästen aus mächtigen, vierkantigen Eichenbalken, die mehrere Lagen übereinander bildeten und Eckverbände nach Art der Blockbautechnik hatten, versenkt. Als Fällungsdatum der dabei verarbeiteten Eichen wird das Jahr 737 angegeben. Daß solche Kastenkonstruktionen viel weiter verbreitet waren, als es den Anschein hat, darf angenommen werden. Es ist erwiesen, daß die von der Blockbautechnik auf Bohlen übertragene Eckverkämmung schon in wesentlich früherer Zeit beim Kastenbrunnenbau Verwendung fand, so daß die Slawen sicherlich nicht als die Erfinder dieser Bauweise gelten können.

Die slawischen Burgen erfüllten zweifellos mehr als eine einfache Bergungsfunktion für die Bevölkerung in Gefahrenzeiten, wie es die stützpunktartige Verbreitung über das ganze Land implizieren könnte (auf die oben hingewiesen wurde). Das legt allein die Besiedlungsdichte vieler Burgen nahe. Obwohl vor 20 bis 25 Jahren kaum Untersuchungen von Burgen vorlagen und aus der Kenntnis weniger, von der Oberfläche eingesammelter Funde noch keine zeitliche Differenzierung der Burgen bis zu dem Grade wie heute möglich war, hatte bereits 1957 H. Jankuhn darauf aufmerksam gemacht, daß die Burgen der Abotriten als politische Zentren angesehen werden mußten. Aus der Verbreitung der Siedlungen, Gräber und Schatzfunde ergaben sich einige räumliche Besiedlungsschwerpunkte und ausgesprochen siedlungsarme Zonen. Für Ostholstein hatte bereits K. Hücke 1938 den Versuch unternommen, das Waldbild zur Zeit der beginnenden deutschen Ostsiedlung aus Ortsnamen, die auf Wald und Rodung deuten, zu rekonstruieren. Detailliertere und fundiertere Studien dieser Art legten später F. Engel für Nordmecklenburg und W. Prange für den Kreis Herzogtum Lauenburg vor. Diese Waldgebiete deckten sich mit den fundarmen Zonen, und auf eine Karte übertragen, stellten sich die slawischen Siedlungsräume als einzelne Siedlungs- und Rodungskammern innerhalb dichter Waldgebiete dar, an deren Rand oder in deren Mittelpunkt eine Burg lag. Aber es waren, namentlich in Ostholstein, doch verhältnismäßig wenige waldfreie Flächen, in denen sich eine signifikante Konzentration von slawischen Funden aus offenen Siedlungen um Burgen herum überzeugend nachweisen ließ. Dafür gibt es mehrere Gründe. Die archäologische Landesaufnahme, durch die seit damals sehr viel mehr offene Siedlungen bekanntgeworden sind, steckte noch ganz in den Anfängen. Nach einer neuen Bearbeitung der slawischen Keramik durch V. Vogel ist das Fundgut aus Ostholstein gegenüber der Veröffentlichung von K. Hücke aus dem Jahre 1938 um das Vierfache angewachsen. Die Materialbasis war also zu dürftig. Außerdem läßt sich gegen den damaligen Versuch einwenden, daß Funde und Burgen, die sich möglicherweise über fünf Jahrhunderte verteilen, auf eine zeitliche Scheinebene projiziert und einem hochmittelalterlichen Waldbild gegenübergestellt wurden.

Dementsprechend beurteilte Jankuhn die gesellschaftlichen Verhältnisse der abotritischen Frühzeit äußerst zurückhaltend. Wie treffend er aber dennoch die Entwicklung der abotritischen Stammesverfassung charakterisierte, soll ein Vergleich des heute erreichten Forschungsstandes mit seiner damaligen Vorstellung zeigen, die hier wörtlich wiedergegeben wird: «Die soziale Gliederung der Slawen ergibt sich für die Frühzeit ihrer Ansiedlung im ostholsteinischen Raum nicht. Wir werden sie uns ähnlich zu denken haben wie an anderen Stellen des weiten, von slawischen Stämmen besiedelten Raumes. Hier erscheinen sie in Großfamilien gegliedert, also in Verwandtschafts- und Wirtschaftsgemeinschaften, die drei Generationen,

vom Großvater bis zum Enkel, umfassen. Solche Großfamilien mögen die ursprünglichen Siedlungsgemeinschaften der Landnahmezeit gebildet haben. Sehr bald aber hat sich auch bei den Slawen eine Häuptlingsschicht herausgebildet, und schon im 8. Jahrhundert treten bei den Elbslawen solche Häuptlinge neben der Masse des Volkes in den historischen Quellen auf. Im archäologischen Fundmaterial hat eine solche soziale Differenzierung bisher keinen Niederschlag gefunden.

Über die Großfamilie hinaus sind schon für das 9. Jahrhundert größere und umfassendere Einzelheiten bezeugt. Wir verdanken einen guten Einblick in diese Verhältnisse dem sogenannten Bayrischen Geographen, einer Quelle, die um die Mitte des 9. Jahrhunderts entstand und nach Art antiker Staatshandbücher die Verhältnisse in den Reichsgrenzen vorgelagerten Gebieten kurz zusammengefaßt darstellt. Für den nordwestlichen Zipfel des slawischen Siedlungsraumes, also das ostholsteinische Gebiet, enthält der Bayrische Geograph die Nachricht, daß die dort wohnenden Nord-Abotriten, die die Nachbarn der Dänen bilden, in 53 «civitates» gegliedert und daß diese «civitates» von Häuptlingen besetzt sind. An anderen Stellen ergibt sich aus dieser Quelle die Erkenntnis, daß über diesen als kleinste Einheiten bezeugten «civitates» als größere politische Organisationsform der Kleinstamm existiert und daß mehrere solcher Kleinstämme zu Stammesverbänden oder Großstämmen zusammengeschlossen waren.

Die «civitates» bilden den Kern der politischen Organisationsform. Sie stellen Landbezirke in Form von Siedlungskammern mit einer Burg als Vorort dar ...» An einer Stelle bedarf seine Darstellung zunächst einer Korrektur. W. Fritze versteht wohl zu Recht unter den Nord-Abotriten jenen in ganz Holstein und Mecklenburg ansässigen Gesamtstamm der Abotriten, der deswegen mit diesem Namen belegt wird, weil sich wahrscheinlich schon während der Wanderzeit ein Teil der Abotriten (die Ost-Abotriten) vom Stammesverband losgelöst und im Donaugebiet niedergelassen hatte. Auch hat es in Ostholstein niemals 53 «civitates» = Burgen mit Umland gegeben. Die Anzahl von 53 Burgen jedoch, auf den gesamten abotritischen Siedlungsraum zwischen Elbe und Ostsee bezogen, hat Realitätswert. Sie entspricht etwa der Anzahl jener Burgen, die sich für das 9. Jahrhundert im Raum zwischen Elbe und Oder nachweisen läßt.

Ist in den fränkischen Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts nur von den Abotriten als dem nordwestlichsten Slawenstamm die Rede, so erfahren wir im Gegensatz dazu aus den Quellen des 10. bis 12. Jahrhunderts, daß der abotritische Stamm oder besser Stammesverband in vier Teilstämme untergliedert war: die Wagrier, die Polaben, die Abotriten im engeren Sinne, die Adam von Bremen auch als Rereger bezeichnet, und die Warnower. Die Wagrier sitzen nördlich der Trave in Ostholstein bis an die Kieler Förde. Ihr Name ist nordgermanischen Ursprungs und leitet sich von *vagr* – die Bucht – ab. Südlich der Trave sie-

delten die Polaben bis zur Elbe. Der Name dieses abotritischen Teilstammes wird sprachlich aus dem altpolabischen Polab'e zu po = an, bei und dem polabischen Wort für Elbe = lobü erklärt. Die etymologische Deutung des Namens der Abotriten ist ungeklärt. Dieser Teilstamm, der dem gesamten Stammesverband den Namen gab, hat seine Sitze im westlichen Mecklenburg. Ostwärts schließen sich bis zum Fließchen Warnow die Warnower an; der Name dürfte schon auf eine germanische Vorbevölkerung zurückgehen. Als Vorort der Wagrier spielte Oldenburg eine bedeutende Rolle. Die Hauptburg des polabischen Landes war Ratzeburg. Der Mittelpunkt der Abotriten im engeren Sinne war die Mecklenburg südlich Wismar, zugleich lange Zeit Sitz des Gesamtherrschers über den abotritischen Stammesverband. Über den Vorort der Warnower ist nichts Genaueres bekannt.

Die historische Forschung hat bisher nicht mit Sicherheit klären können, ob die Untergliederung nach Teilstämmen bei den Abotriten erst die Folge eines im 9./10. Jahrhundert einsetzenden Differenzierungsprozesses war oder ob sie ältere Wurzeln hat und von der fränkischen Geschichtsschreibung nur zufällig nicht erwähnt wird. Eine solche Unterteilung in vier Teilstämme gab es in karolingischer Zeit bereits bei den östlichen Nachbarn der Abotriten, den Wilzen. Es wäre nach Fritze denkbar, daß der Abotritenname, der den ursprünglichen Gesamtverband bezeichnete, nach der Bildung von Teilstämmen auf denjenigen Teilverband beschränkt blieb, dem das Geschlecht der abotritischen Gesamtherrscher angehörte. Die Namen der abotritischen Gesamtherrscher, die im Bündnis mit den Franken stehen, sind uns als Zeitgenossen Karls des Großen, Ludwigs des Frommen und Ludwigs des Deutschen überliefert. Sie werden als «duces», «principes», ja sogar als «reges» Abotritorum bezeichnet. 804 setzt z. B. Karl der Große den Abotritenfürsten Thrasko zum König ein. Als sich in der Folgezeit die Abotriten mit den Dänen verbündeten, zog 844 Ludwig der Deutsche gegen sie zu Felde. Dabei fällt ihr König Gostimysel. Nachdem Ludwig die Abotriten erneut in seine Abhängigkeit gebracht hatte, erneuerte er das Königtum nicht, sondern stellte das Land unter eine Mehrzahl von Fürsten, die er «duces» nannte. Auch der Bayrische Geograph bemerkt um die Mitte des 9. Jahrhunderts über die Abotriten, daß ihre «civitates per duces suos partitae» seien, was nach Fritze so zu interpretieren ist, daß jeweils mehrere «civitates» der Herrschaft eines «dux» unterstanden hätten. Damit erhebt sich die Frage, ob die Verfügung Ludwigs des Deutschen die Entstehung der später überlieferten Teilstämme bewirkt habe. Wir müssen aber den verfassungsgeschichtlichen Hintergrund, wie er sich für die frühabotritischen Verhältnisse ergibt, noch näher erläutern, ehe wir die archäologischen Quellen sprechen lassen. Nach Fritze hatte der Fürst bzw. der König der Abotriten die Aufgabe, das Verbandsaufgebot im Kriege zu führen und in friedlichen Zeiten den Verband bei Verhandlungen mit den fränkischen Herrschern zu repräsentieren. Seine Stellung verrät dadurch eine ge-

wisse Festigkeit, daß sie erblich ist, allerdings bedurfte die Regelung der Herrschaftsnachfolge durch Söhne oder Verwandte der Bestätigung einer Stammesversammlung. Die Reichsannalen lassen keinen Zweifel, daß der Fürst nicht der einzige Träger politischen Willens war. Es läßt sich eine Schicht von «primores» erkennen, deren politischer Einfluß bedeutend war. Sie verklagten z. B. 819 ihren Fürsten Slavomir bei Ludwig dem Frommen, worauf der Kaiser den Slawomir absetzt. 823 erscheint sein Nachfolger Sedrag «cum quibusdam primoribus populi sui», um sich beim Kaiser zu rechtfertigen. Als drei Jahre später abotritische «primores» auch den Sedrag verklagen, schickt der Kaiser eine Gesandtschaft zu den Abotriten, um deren «vulgus» zu erforschen; diese stellt geteilte Meinung fest, doch seien die «meliores ac praestantiores» für Sedrag eingestellt, was den Ausschlag gibt, Sedrag im Amt zu belassen. In anderen Quellen werden statt der «primores» «reguli» genannt. Sie dürften nach Fritze weitgehend identisch miteinander sein und den höheren Adel repräsentieren. Eine breitere soziale Schicht erblickt er hingegen in den «meliores ac praestantiores.» Ob sie die Vorsteher der Burggaue waren, die den «civitates» des Bayrischen Geographen entsprechen, oder nur die Ältesten von Familienverbänden, wird nicht zu klären sein. Fritze hält es nicht für wahrscheinlich, daß diese Schicht in individuellem Besitz politischer Herrschaft war.

Die fränkischen Annalen bringen nur einen Führer des abotritischen Gesamtverbandes, nämlich Thrasko, in Verbindung mit dem Namen seiner Burg. Es ist das um 808 im abotritischen Gebiet an der Ostseeküste gelegene Reric, das man bis heute nicht mit Sicherheit lokalisiert hat. Der Dänenkönig Göttrik verjagt den Abotritenkönig Thrasko aus Reric, zerstört es und siedelt dort ansässige friesische und dänische Kaufleute nach seiner Neugründung Sliethorp (Haithabu) um. Zwei Jahre später findet Thrasko seinen Tod in Reric. J. Herrmann identifiziert Reric mit der Mecklenburg, jener großen Ringwallanlage, die seit dem 10. Jahrhundert nachweislich Sitz der abotritischen Gesamtherrscher ist. Sie war damals noch durch einen heute völlig verlandeten Wasserlauf mit der Ostsee verbunden und zu Schiff zu erreichen. Die Lage im Binnenlande, die einen gewissen Schutz gegen plötzliche seeseitige Überfälle bot, verband den Ort mit den anderen bekannten Seehandelsplätzen der damaligen Zeit. Daß die Burg bereits im 8. Jahrhundert jenen imposanten Flächeninhalt wie heute hatte, hebt sie gegen die gleichzeitigen abotritischen Ringwälle, auf die noch eingegangen wird, größtmäßig ab. Aus dieser Sicht wäre das ein Indiz mehr für die Richtigkeit der Herrmann'schen These.

Auch von den «duces», den «primores» oder «reguli», vielleicht sogar von den «meliores ac praestantiores» darf nach der freilich dürftigen Kenntnis der karolingerzeitlichen Verfassungsstrukturen bei den Abotriten angenommen werden, daß sie burggesessen waren.

1961 gelang es nach einer Reihe von Probegrabungen auf Burgwällen, eine grobe Datierung und die Unterschei-

dung einer älteren und jüngeren Gruppe vorzunehmen. Die Zeitgrenze wurde um das Jahr 1000 festgelegt. Es ergab sich, daß nur wenige der in der älteren Zeit gegründeten Wälle bis in den jüngeren Abschnitt hinein bestanden und daß die Anzahl der jüngeren Wälle hinter der der älteren zurückblieb. Der Chronist Helmold von Bosau, dem wir eine sehr eingehende Kenntnis der geschichtlichen Ereignisse der slawischen Spätzeit verdanken, macht auch Angaben über die Gebietseinteilung bei den Wagriern und Polaben, die er als «pagi» und «terrae» bezeichnet. In den meisten Fällen nennt er auch die burglichen Mittelpunkte. Aus dieser Einteilung läßt sich erkennen, daß in der slawischen Spätzeit das Land in größere Gebietseinheiten aufgeteilt gewesen sein muß als in der Frühzeit. Aus diesen Gebietseinheiten wurden dann um 1200 in dänischer und deutscher Zeit Vogteibezirke.

Die späte Burgbezirksverfassung mit einzelnen Burggauen, mit Teilstammesfürstensitzen in Oldenburg, in Ratzeburg und Mecklenburg sowie darüber dem Gesamtherrscher des Stammesverbandes, der noch im 11. Jahrhundert in Mecklenburg, seit 1093 aber seine Residenz am «Dreiländereck» zwischen den Abotriten im engeren Sinne, den Polaben und Wagriern in Alt-Lübeck hatte, kann nicht jener Landesgliederung entsprochen haben, wie wir sie nach den Angaben des Bayrischen Geographen vermuten, als die unteren Gebietseinheiten wesentlich kleiner gewesen sein müssen. Offen blieb indessen, zu welchem Zeitpunkt die «Gebietsreform» stattgefunden haben könnte. Wir gewannen damals den Eindruck, daß ein Zusammenhang zwischen der Auffassung der meisten älteren Burgen und dem Ausbau Oldenburgs zu einer mehrteiligen Burganlage gesehen werden müsse. Irgendwann mußte Oldenburg zum Vorort Wagriens aufgestiegen sein, denn der Ausbau dieser Burg zu einer großen, mehrteiligen Anlage schien zeitlich mit der Zerstörung der meisten anderen Burgen zusammenzufallen. Oder anders: einem der Burgherren, nämlich dem Oldenburger, war es im 10. Jahrhundert gelungen, sich eine Hegemoniestellung auf Kosten der anderen burggesessenen Geschlechter zu verschaffen. Die Neugründung einer geringeren Anzahl von Burgen an neuen Plätzen könnte mit der Auflösung kleinerer Gebietseinheiten und der Entmachtung ihrer Herren zugunsten größerer Einheiten und ihrer Besetzung mit loyalen Anhängern des Oldenburger Herrn zusammenhängen. Noch deutlicher schien sich eine solche Entwicklung der Machtkonzentration in Polabien anzubieten. Alle Burgen des älteren Zeitabschnittes wurden aufgegeben, und nur die in den historischen Quellen des 11. und 12. Jahrhunderts erwähnte Ratzeburg verblieb als einziger burglicher Mittelpunkt. Leider ist die Burg heute verschwunden. Die an ihrem Platz gefundenen slawischen Scherben präsentierten nur eine späte Tonware, so daß angenommen werden durfte, die Burg sei im Zuge einer politischen Machtkonzentration überhaupt erst neu gegründet worden. Die hier skizzierten Entwicklungstendenzen, die man schon vorher bei anderen westslawischen Stämmen in ähnlicher

Weise erkannt hatte, mündeten bekanntlich bereits im 10. Jahrhundert unter dem Piastengeschlecht in Polen und unter den Přemysliden in Böhmen in Staatengründungen ein. Auch bei den Abotriten kam es seit dem 10. Jahrhundert unter dem Geschlecht der Nakoniden in Mecklenburg zu einer Stärkung des Gesamtherrschertums, das freilich wegen seiner Bündnispolitik mit den Sachsen und seiner Förderung der christlichen Mission an der heidnischen Adelsopposition im Lande scheiterte.

Solche Zusammenhänge waren sicherlich im großen und ganzen richtig erkannt, doch muß die Entwicklung nach dem neuesten Erkenntnisstand doch differenzierter verlaufen sein. Daß wir heute nicht nur zwei Entwicklungsphasen herausarbeiten können, sondern eher an eine Dreistufigkeit denken müssen, liegt an den besseren Datierungsmöglichkeiten durch die C 14-Methode, durch die Dendrochronologie, aber auch durch eine subtilere Einteilung der keramischen Funde, die vor allem auf die Forschungen von E. Schuldt zurückgeht. So gelang es V. Vogel in Anlehnung an E. Schuldt, früh-, mittel- und spätslawische Keramikgruppen für Ostholstein herauszuarbeiten. Weitere Verbesserungen des chronologischen Gerüsts für die Keramik Ostholsteins werden zurzeit von I. Gabriel, W. Gebers und T. Kempke mit Hilfe der stratigraphischen Befunde in Oldenburg, Bosau und Alt-Lübeck angestrebt. Übertragen wir die chronologischen Ergebnisse auf die Burgenforschung, dann bedeutet es, daß ohne Zweifel die frühslawische Zeit wesentlich stärker als vorher repräsentiert ist. Was die Erbauungszeit, aber auch das Ende der Burgen betrifft, muß man freilich noch immer Vorbehalte machen, da nicht auf allen Burgen planmäßige Grabungen stattgefunden haben und wir bei einigen noch auf zufälliges Sammelgut angewiesen sind.

Die hier vorzulegende Neugruppierung der Burgen, vor allem der frühslawischen, beruht in erster Linie auf Keramikfunden. Dabei werden wiederholt Begriffe wie früh-, mittel- und spätslawische Ware benutzt. Zwischen der früh- und mittelslawischen Ware gibt es zeitliche Überlappungen, ebenso wie zwischen der mittel- und spätslawischen Keramik. Die erst in den letzten Jahren deutlich herausgearbeitete frühslawische Keramik läßt sich in eine unverzierte und eine verzierte Gattung unterteilen, die Vogel mit Gruppe A und B bezeichnet. A und B entsprechen den von Schuldt herausgestellten Typen Sukow und Feldberg. Beide sind in ihren Formen verwandt. Die unverzierte Ware könnte etwas früher entstanden sein. Es fehlen bis jetzt befriedigende datierende Momente für das früheste Auftreten der ältesten slawischen Keramik. Ein Zurückreichen in das 7. Jahrhundert erscheint nicht unwahrscheinlich, ist aber nicht zu beweisen. Mit einer in der frühslawischen Burg von Bosau-Bischofwarder, Kreis Plön, auf dendrochronologischem Wege gewonnenen Datierung in die Zeit um 720 liegt bis jetzt die konkreteste Angabe vor. Es ist hier nicht der Platz, alle bisher vorliegenden Kriterien dafür anzuführen, daß die Gruppen A und B der frühslawischen Keramik nebeneinander im 8. Jahr-

hundert im Gebrauch waren. Ihre Lebensdauer reicht weit in das 9. Jahrhundert hinein. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts scheint sie nur noch in geringeren Prozentzahlen gegenüber der nun vorherrschenden mittelslawischen Tonware vorhanden zu sein, die nach einem Mecklenburger Fundort als Menkendorfer Typ bezeichnet wird. Das Auftreten dieses Typs fällt in die Zeit um 800.

Die in ihrer Ornamentik sehr variationsreiche Menkendorfer Ware wird um 1000 durch die spätslawische Gurtfurchenware, ein Massenfabrikat, abgelöst; die erste Gurtfurchenware erscheint bereits in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Etwa um die Mitte des 11. Jahrhunderts hat sie die mittelslawische Tonware fast völlig verdrängt. Im ganzen gesehen werden unsere Datierungsgrundlagen für die Keramik seit der Zeit um 800 durch die Berührung mit fränkischen Elementen oder durch die Vergesellschaftung mit wikingischen Funden oder Münzen zuverlässiger. Man wird Burgen, aus denen bisher ausschließlich frühslawische Scherben stammen, bedenkenlos in das 8. und frühe 9. Jahrhundert datieren können. Das gilt auch noch dann, wenn bereits zwischen einer größeren Menge frühslawischer Scherben einzelne des Menkendorfer Typs vertreten sind.

Aus unserem Arbeitsgebiet in Holstein, das die Siedlungsräume der Wagrier und Polaben umfaßt, kennt man 29 datierte slawische Burgen. Es mögen einmal 35 gewesen sein, von denen fünf dem Erdboden gleichgemacht sind und wenig Aussicht besteht, nachträglich datierendes Material zu gewinnen. Von einer weiteren, heute noch bestehenden Burg (doppelter Halbkreiswall von Stöfs, Kreis Plön) liegen bislang keine Funde vor. Von den verbliebenen 29 Burgen ist der Ringwall von Ratzeburg heute verschwunden, doch gibt es vom Platz der ehemaligen Burg Funde.

Von diesen insgesamt 29 Burgen lassen sich 20 mit großer Wahrscheinlichkeit bis in die frühslawische Zeit zurückführen (Abb. 17). In keinem späteren Zeitabschnitt der slawischen Besiedlung hat es so viele Burgen wie im 8. und 9. Jahrhundert gegeben. Wir müssen hier jedoch eine methodische Einschränkung machen. Frühslawische Keramik, die aus den tiefsten Schichten am inneren Wallfuß geborgen wurde, garantiert nicht eo ipso eine Errichtung des Walles um dieselbe Zeit, denn dem Wallbau könnte eine offene Siedlung am gleichen Platz vorausgegangen sein. Ein solcher Fall liegt in Scharstorf, Kreis Preetz, vor. Da aber ein Großteil der 20 Burgwälle ausschließlich frühslawische Tonware und allenfalls einen minimalen Anteil an mittelslawischen Scherben geliefert hat, ist mit der Erbauung der Wälle im 8. oder spätestens in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts zu rechnen. Von diesen 20 Burgen waren mindestens acht um 800 oder spätestens um die Mitte des 9. Jahrhunderts aufgegeben. Sie wurden niemals wieder bewohnt. Weitere sechs gehen im 10. Jahrhundert zugrunde. Bei den meisten besteht der begründete Verdacht, daß dies vor der Mitte des 10. Jahrhunderts erfolgte. Das Fundmaterial von den mittelslawischen Burgen Has-

1. H. 12. Jh.	11. Jh.	10. Jh.	9. Jh.	8. Jh.	Ort	Kreis
					Sirksfelde	Kr. Hzgl. Lauenburg
					Neuhorst	
					Klempau	
					Farchau	
					Mit-Fresenburg	Kr. Stormarn
					Pansdorf	Kr. Ostholstein
					Grammdorf	
					Bosau	Kr. Plön
			?		Hassenburg	Kr. Hzgl. Lauenburg
					Hammer	
					Poppendorf	Lübeck
					Uklei	Kr. Ostholstein
					Strenclin	Kr. Segeberg
					Bad Segeberg	
					Belau	Kr. Plön
					Scharstorf	
		?		---	Stöfs 2	
					Alt-Lübeck	Lübeck
					Oldenburg	Kr. Ostholstein
					Süsel	
					Hochborre-Seehendorf	Kr. Plön
					Giekau	
					Warder	Kr. Segeberg
					Plön-Osberg	Kr. Plön
					Culin-Isaneninsel	Kr. Ostholstein
					Sipsdorf	
					Neustadt	Kr. Hzgl. Lauenburg
					Ratzeburg	
					Leeten	Kr. Segeberg
?	?	?	?	?	Pullgarden	Kr. Ostholstein
?	?	?	?	?	Grube	
?	?	?	?	?	Burg a F.	
?		?			Buhu	Lübeck
?	?	?	?	?	Stöfs 1	Kr. Plön

Abb. 17 Vermutliche Benutzungsdauer der slawischen Burgen in Holstein.

sendorf, Kreis Ostholstein, und von dem Abschnittswall von Stöfs, Kreis Plön – beide sind nicht unter den frühen Burgen aufgeführt –, reicht nicht aus, um Anfang und Ende festzulegen. Beide Burgen scheinen im 10. Jahrhundert bewohnt gewesen zu sein.

Nur die Burgen von Alt-Lübeck, Oldenburg und Süsel, Kreis Oberholstein, Hochborre-Futterkamp in der Gemeinde Blekendorf und Giekau, Kreis Plön, nehmen eine Sonderstellung ein. Sie scheinen durchgehend von der frühslawischen Zeit bis in die spätslawische Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts belegt gewesen zu sein. Die Besiedlung von Giekau bricht relativ früh in spätslawischer Zeit, d. h. wohl in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, ab.

Es gibt aber auch Burgen, die nach unserem Kenntnisstand ausschließlich mit Menkendorfer Ware einsetzen und somit frühestens im Laufe des 9. oder 10. Jahrhunderts beginnen. Dazu könnten die bereits erwähnten Burgen von Hassendorf und Stöfs-Abschnittswall zählen; mit Sicherheit ist das bei der Inselburg Warder, Kreis Segeberg, der Fall. Etwas später, wahrscheinlich erst im 10. Jahrhundert, setzen Plön und Ratzeburg ein. Warder, Plön und Ratzeburg laufen durch bis zur spätslawischen Zeit.

Bei wenigen Burgen liegt der Schwerpunkt der Besiedlung eindeutig in der spätslawischen Zeit. Es sind dies Sipsdorf in der Gemeinde Lensahn und Neustadt, beide Kreis Ostholstein, sowie Krems I, Kreis Segeberg.

Vergegenwärtigen wir uns, daß von 21 bzw. 20 frühslawischen Burgplätzen 16 bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts Zerstörungen zum Opfer gefallen und aufgelassen worden sind und nur fünf dieser 21 bzw. 20 Burgen bis in die spätslawische Zeit hinein weiterbestanden, dann wird das Ausmaß der Veränderungen innerhalb der Burgenlandschaft besonders deutlich. Wir haben es mit einer Platzkonstanz bei nur wenigen Burgen zu tun; die Verödung der übrigen erfolgt bis um die Mitte des 10. Jahrhunderts offenbar in zwei Zeitschüben. Die erste Auflassungsphase endet um die Mitte des 9. Jahrhunderts.

Parallel zu dieser Entwicklung erfolgen im 9. und vor allem wohl im 10. Jahrhundert Neugründungen an anderen Orten. Weitere Gründungen kommen in spätslawischer Zeit dazu.

Von den immerhin noch recht zahlreichen spätslawischen Burgen entfällt nur eine auf den polabischen Raum, evtl. sogar zwei, wenn wir die von dem Slawenfürsten Kruto im Stadtgebiet des heutigen Lübeck erbaute Burg Buku hinzuzählen. Alle übrigen liegen im wagrischen Raum. Von diesen bestanden aber wohl auch nicht alle zur gleichen Zeit, denn die Anlage auf der Insel Burg im Neustädter Binnenwasser wird Süsel abgelöst haben. Auch Giekau existierte bestimmt im 12. Jahrhundert nicht mehr.

Als Ursachen des starken Wandels der Burgenprovinz kommen eigentlich nur verfassungsmäßige Umstrukturierungen und nicht primär kriegerische Ereignisse in Frage. Kriegerische Zerstörungen sind in diesem Zusammenhang nur Begleiterscheinungen eines tiefgreifenden Prozesses von Machtkonzentrationen.

Aus der relativ gleichmäßigen Verteilung der frühslawischen Burgen über Wagrien und Polabien möchte man auf eine schon im 8. Jahrhundert bestehende feste Organisationsform schließen. Offenbar hat bei der Platzwahl für den Ringwall ein Gesichtspunkt eine wichtige Rolle gespielt: Es mußte unmittelbar in der Nähe der Burg, meist fest angrenzend, der Platz für einen eventuellen Ausbau der Burg mit zumindest einer der Burginnenfläche entsprechenden, meist aber größeren Fläche für eine Vorbürgsiedlung vorhanden sein, die innerhalb desselben naturräumlichen Schutzgürtels lag, der den Ringwall umgab. Ein treffendes Beispiel dafür ist die frühslawische Burg von Pansdorf, Kreis Ostholstein (Abb. 2). Leider sind solche Zwillingskuppen bisher nicht systematisch untersucht. Der Pansdorfer Nebenhügel hat bisher nur wenige frühslawische Scherben geliefert. In Oldenburg, dem späteren Vorort Wagriens, bestand zweifellos im 8. Jahrhundert eine Geländesituation wie in Pansdorf, wo der alte Zustand deshalb konserviert blieb, weil die Burg aus irgendwelchen Gründen trotz ihrer vortrefflichen Schutzlage im 9. Jahrhundert aufgelassen wurde, während in Oldenburg vor oder nach 800 eine offene Vorbürgsiedlung umwallt und diese an die Hauptburg angegliedert wurde (Abb. 3). Das geschah in der Weise, daß der breite Graben, der die offene Vorbürgsiedlung vom Ringwall trennte, in einem Arbeitsgang mit Kies verfüllt wurde, denn sonst wäre ein

fechter Anschluß des neuen Walles nicht möglich gewesen. Gleichzeitig verbesserte man in dem neu geschützten Vorbürggelände die Siedlungsbedingungen, indem eine mehrere Dezimeter mächtige, wasserdurchlässige Sand- und Kiesbettung als trockener Baugrund für Holzverbretterte Pfostenhäuser aufgebracht wurde. Eine andere Vorbürg, die sich nach Norden anschließt, ist bis jetzt nicht untersucht; infolgedessen fehlen datierende Anhaltspunkte für den Ausbau dieses Teiles.

Betrachten wir noch einmal die Burgensituation im 8. und frühen 9. Jahrhundert und vergleichen sie mit den Streufunden aus allen offenen Siedlungen, die wir südlich der Trave bei den Polaben und nördlich der Trave bei den Wagriern kennen. Frühslawische Funde außerhalb von Burgwällen sind so gut wie unbekannt. Das mag zum Teil darin begründet liegen, daß die Sammeltätigkeit sich in erster Linie auf die Burgwälle selbst konzentrierte. Dennoch wird man die geringe Zahl offener frühslawischer Siedlungsplätze nicht ganz als Forschungslücke abtun können. Verbreitungskarten von Vogel lassen von Zeitstufe zu Zeitstufe eine sichtbare Vermehrung der außerhalb der Burgwälle gelegenen Fundstellen erkennen. Die verhältnismäßig wenigen Streufunde, die bisher nicht von Burgwällen stammen, liegen meist in deren unmittelbarer Nähe. Wahrscheinlich war der Siedlungsradius um die frühslawischen Burgen relativ klein. Leider ist noch keine der frühen Burgen vollständig untersucht. Aussagen über Gebäude und innere Gliederung sind nicht möglich.

Warum aber wurden so viele Burgen aufgelassen, und wer waren die Verursacher der gewaltsamen Zerstörung? Kamen die Feinde von außen oder aus dem Lande selbst? Die nordalbingischen Sachsen dürften für das 9. Jahrhundert ausscheiden, da sie ganz in die Defensive gedrängt waren, und mit den Dänen sind die Abotriten seit 817 verbündet. Man könnte an die ständigen Stammesfehden zwischen den Wilzen und Abotriten denken, die sich in gegenseitigen Überfällen entluden. Wir erfahren auch, daß Ludwig der Deutsche 844 einen Feldzug gegen die Abotriten unternimmt. Aber Plünderung, Zerstörung und Eroberung sind kein Grund, eine Burg nach Beendigung des Krieges nicht wieder in einen verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Daß dies geschehen ist, kann an der Oldenburger Burg demonstriert werden, die mehrfach gewaltsame Zerstörungen mit großen Schäden an den Befestigungswällen erlitt, die immer wieder erneuert und sogar aufgehört wurden. Einleuchtender wird die Verödung einer Burg, wenn sie ihre Funktionen als «Verwaltungsmittelpunkt» ländlicher Siedlungen, als Versammlungsort und Kultzentrum verliert, wenn der Schutzherr des Siedelverbandes entmachtet und das Gebiet mit einem oder mehreren anderen zu einer größeren Einheit zusammengelegt wird. Ein Machthaber, der mehrere der benachbarten «civitates» in seine Gewalt gebracht hatte, versuchte gewiß zu verhindern, daß sich die eroberten Burgen zu neuen Widerstandsnestern entwickelten. Aus den archäologischen Befunden könnte man durchaus solche Entwicklungen

herauslesen. Das Ende der Grammdorfer Burg dürfte zeitlich mit der ersten Ausbauphase der Oldenburger Anlage zusammenfallen. Beide liegen nur wenige Kilometer auseinander.

Um 835 wird auf der Scharstorfer Halbinsel, wo es schon seit dem 8. Jahrhundert eine offene Siedlung gab, ein Ringwall gebaut; ein schmaler, unbegebarer Sumpfstreifen trennt Burg und offenes Vorbürgplateau. Von der offenen Vorbürgsiedlung führt durch den Sumpf ein Damm zur Burg. Der Burgherr, der 50 Jahre nach der Gründung der Burg den Zugang zur Halbinsel durch einen 150 Meter langen, arbeitsaufwendigen Abschnittswall abriegelt, seinen eigenen Burgwall erhöht und eine Nebenburg anbaut, muß über ein erhebliches Machtpotential verfügen haben, um das mächtige Verteidigungswerk zu erstellen. Die gewaltige Arbeitsleistung, die diesem Werk zugrunde liegt, spiegelt eine straffe Organisationsform wider, die gewiß nicht das Resultat bäuerlicher Nachbarschaftshilfe ist. Dahinter muß ein nicht unbedeutender Machthaber gestanden haben, der über ein größeres Hinterland und eine größere Menschenzahl gebot als die Burgherren der frühslawischen Zeit. Man sollte auch die Überlegung einbeziehen, ob die Gliederung der Gesamtanlage in die Haupt-, Neben- und Vorburg nicht mehr reine Funktionsbereiche widerspiegelt, sondern auch einer sozialen Abstufung des Burgvolkes entsprach. Die Erhöhung und Verbreiterung des Walles der Hauptburg hatte eine Verkleinerung der Burginnenfläche zur Folge. Die Hauptburg wird dem Burgherrn und seinem Geschlecht vorbehalten gewesen sein. In der Nebenburg könnte das Quartier seiner Dienstmänner oder einer ständigen kriegerischen Gefolgschaft gelegen haben, auf die der Burgherr vertrauen konnte. Eine solche Besatzung mit einem eigenen Burgkommandanten gab es, wie wir durch Helmold von Bosau wissen, um 1100 in der Burg von Alt-Lübeck. Alle kriegerischen Ausrüstungsgegenstände, die wir aus der Scharstorfer Burg besitzen, stammen aus der Haupt- und Nebenburg. In Scharstorf könnte durchaus einer jener «reguli» oder «primores» der fränkischen Quellen gesessen haben, ein Angehöriger des höheren Adels. Vielleicht ist der Ausbau der Scharstorfer Burg das Ergebnis jener Reform der abotritischen Verfassungszustände durch Ludwig den Deutschen. Als mindestens gleichrangige Burgen neben Scharstorf werden solche zu werten sein, die von der frühslawischen Zeit an bis in die Spätzeit kontinuierlich besiedelt blieben. Fritze nimmt an, daß das Eingreifen Ludwigs des Deutschen um 844 zur Entstehung der Teilherrschaften in den Vororten Oldenburg und Ratzeburg geführt habe. Der permanente Ausbau Oldenburgs, den wir schilderten, stimmt mit solchen Überlegungen überein. Da aber Scharstorf gegen Ende des 9. Jahrhunderts oder spätestens in den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts zerstört und aufgelassen wird und dieses Schicksal mit sieben oder acht Burgen zu teilen scheint, die kaum die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts überdauern, erhebt sich erneut die Frage, wer dieses Mal die Zerstörungswelle ausgelöst hat.

Die Antwort würde wieder eine rein spekulative sein. Auf sicherem geschichtlichem Boden stehen wir erst im Jahr 967, das zum erstenmal die Hauptburg der Wagrier und ihren dort residierenden Fürsten Selibur erwähnt, den der Sachsenherzog Hermann Billung belagert, absetzt und die Herrschaft über Wagrien dessen Sohn überträgt.

Wir wollen festhalten, daß um 800 oder bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts nicht nur eine Reihe von frühslawischen Burgen verschwunden ist und zum selben Zeitpunkt der Oldenburger Wall vergrößert wird, sondern daß weit entfernt von Oldenburg Scharstorf gegründet und in seinem späteren fortifikatorischen Ausbau das Machtstreben sicherlich eines anderen Fürstengeschlechtes erkennen läßt. Das Eingreifen Ludwigs des Deutschen in abotritische Verhältnisse und die Aufteilung des Landes unter «duces» könnte sich ebenso auf Scharstorf wie auf Oldenburg beziehen. Das will heißen: die Entstehung der Teilherrschaften kann, aber muß nicht auf das Jahr 844 zurückgeführt werden. Scharstorf teilte später das Schicksal, das bereits einige Generationen vorher frühslawische Burgen ereilt hatte; es wurde gegen Ende des 9. oder in den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts zerstört und verlassen. Sieben bis acht weitere Burgen enden ebenfalls in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Etwas vereinfacht könnte man sagen, es folgen zwei Zerstörungswellen aufeinander. Vielleicht hat erst die letzte zur Vorrangstellung Oldenburgs als Vorort Wagriens und Hauptfürstensitz geführt. Wahrscheinlich ist auch jene Gebietseinteilung, die uns aus dem 12. Jahrhundert überliefert ist, nach der Mitte des 10. Jahrhunderts entstanden.

Für einige Burgen der slawischen Spätzeit, die Mittelpunkte der bereits erwähnten «pagi» und «terrae» waren, hat Fritze glaubhaft gemacht, daß sie sich in landesherrlichem Besitz befanden.

Oldenburg verdankt seine Vorrangstellung nicht zuletzt einer verkehrsgeographisch günstigen Lage an einem damaligen Meeressund sowie einem wenig gegliederten, landwirtschaftlich gut nutzbaren Hinterland, Voraussetzungen, die bei den meisten abseitsliegenden Burgen, zu denen auch Scharstorf zählte, fehlten.

Auf die Spätzeit des Slawentums kann hier nicht eingegangen werden. Es sollte das Anliegen der Darstellung sein, mit Hilfe archäologischer Befunde neue historische Perspektiven für einen Zeitraum fehlender oder spärlicher geschichtlicher Überlieferung aufzuzeigen.

Quellenschriften

- Adami Bremensis Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum. Ed. B. Schmeidler (MG. SS. rer. Germ.), 1917
Annales regni francorum. Ed. F. Kurze (MG. SS. rer. Germ.), 1905
Annales Fuldenses. Ed. F. Kurze (MG. SS. rer. Germ.), 1891
Helmoldi Presbyteri Bozoviensis Chronica Slavorum/Helmolds Slawenchronik. Ed. H. Stoob, Freihr. v. Stein Gedächtnisausgabe XIX, 1963

Literatur:

- F. Engel, Grenzwälder und slawische Burgwardbezirke in Nordmecklenburg. In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder. Hrsg. H. Ludat, Gießen 1960, 125 ff.
- W. Fritze, Die Datierung des Geographus Bavarus und die Stammesverfassung der Abotriten. In: Zeitschrift für slavische Philologie 21, 1952, 326 ff.
- ders., Probleme der abotritischen Stammes- und Reichsverfassung. In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder. Hrsg. H. Ludat, Gießen 1960, 141 ff.
- I. Gabriel, Burg, Siedlung und Gräberfeld im frühmittelalterlichen «Starigard» (Oldenburg in Holstein). In: Arch. Korrespondenzblatt 5, 1975, 215 ff.
- W. Gebers, Ausgrabungen in der Siedlungskammer Bosau – Die frühslawische Burg auf dem Bischofswarder. In: Arch. Korrespondenzblatt 4, 1974, 379 ff.
- W. Hensel, Die Slawen im frühen Mittelalter. Ihre materielle Kultur. Berlin 1965
- J. Herrmann, Tornow und Vorberg. Berlin 1966
- ders., Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Burgenbau der slawischen Stämme westlich der Oder. In: Zeitschrift für Archäologie 1, 1967, 206 ff.
- ders., Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder/Neiße und Elbe. Berlin 1968
- J. Herrmann (Hrsg.), Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch. Berlin 1970
- K. Hücke, Tonware und Siedlung der Slawen in Wagrien. Neumünster 1938
- H. Jankuhn, Die Frühgeschichte vom Ausgang der Völkerwanderungszeit bis zum Ende der Wikingerzeit. In: Geschichte Schleswig-Holsteins III (Hrsg. O. Klose). Neumünster 1957
- ders., Germanen und Slawen. In: Internationaler Kongreß für slavische Archäologie, Berichte Bd. 1, Berlin 1970, 55 ff.
- T. Kempke, Die Chronologie der slawischen Keramik Ostholsteins nach den Ausgrabungen in Warder, Kreis Segeberg. (Drucklegung in Vorbereitung in Zeitschr. Offa)
- ders., Frühslawische Keramikfunde aus Alt-Lübeck. (Drucklegung in Vorbereitung für Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte Bd. 3)
- W. Prange, Siedlungsgeschichte des Landes Lauenburg. Neumünster 1960
- ders., Die slawische Siedlung im Kreis Herzogtum Lauenburg. In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder. Hrsg. H. Ludat, Gießen 1960, 115 ff.
- E. Schuldt., Slawische Töpferei in Mecklenburg. Schwerin 1965
- ders., Behren-Lübchin, Eine spätslawische Burganlage in Mecklenburg. Berlin 1965
- M. Šolle, Zur gesellschaftlich-geschichtlichen Entwicklung der westslawischen Burgwälle nach archäologischer Forschung. In: Vznik a počátky Slovanů VI. Prague 1966, 115 ff.
- K. W. Struve, Die slawischen Burgen in Wagrien. In: Offa 17/18, 1961, 57 ff.
- ders., Archäologische Ergebnisse zur Frage der Burgenorganisation bei den Sachsen und Slawen in Holstein. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 106, 1970, 47 ff.
- ders., Ausgrabungen auf den slawischen Burgen von Warder, Kreis Segeberg und Scharstorf, Kreis Plön. In: Arch. Korrespondenzblatt 2, 1972, 61 ff.
- ders., Ziel und Ergebnisse von Untersuchungen auf drei slawischen Burgwällen Ostholsteins. In: Ausgrabungen in Deutschland, Monographien des Röm.-Germ. Zentralmuseums 1 (1975), Teil III, 98 ff.
- ders., Burgwallcorpus Schleswig-Holstein I: Die slawischen Burgen. Erscheint 1979
- V. Vogel, Slawische Funde in Wagrien. Neumünster 1972
- K. Zurowski, Konstrukcje obronne wczesnosredn. Gniezna. In: Archeologia Polski 1, 1957